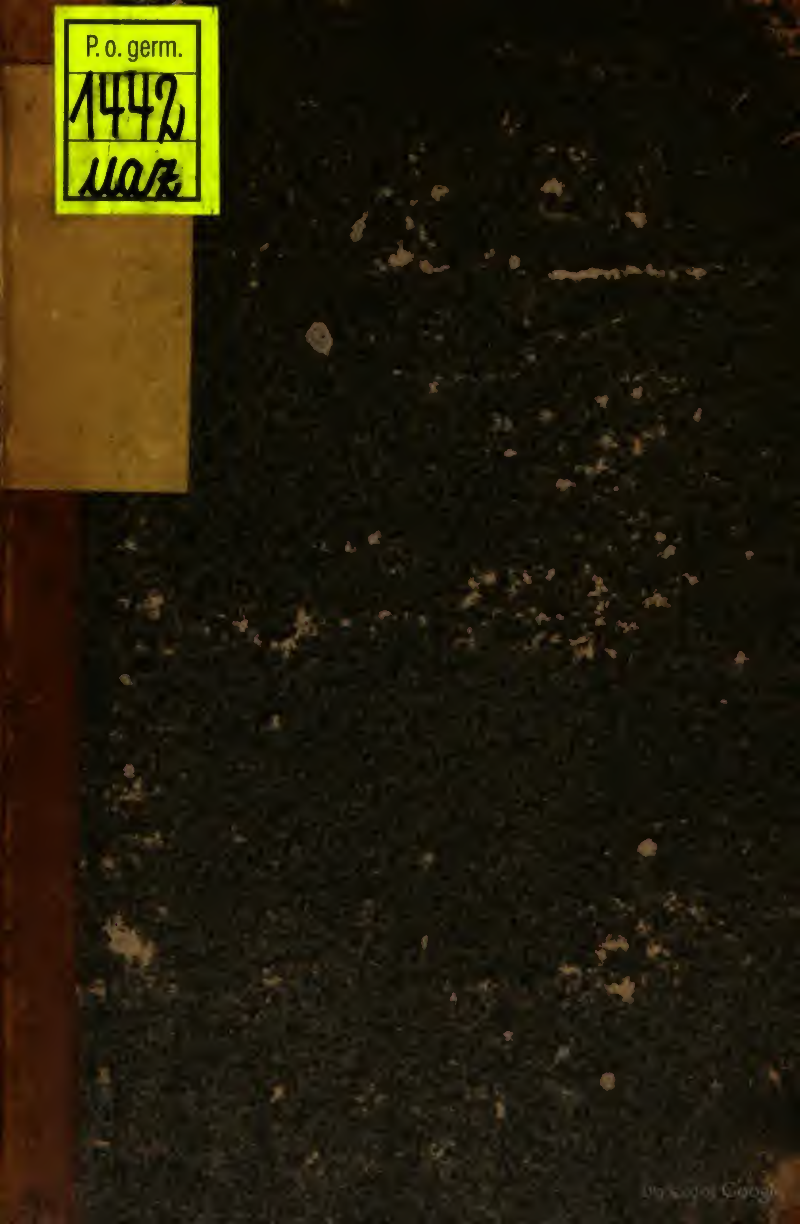
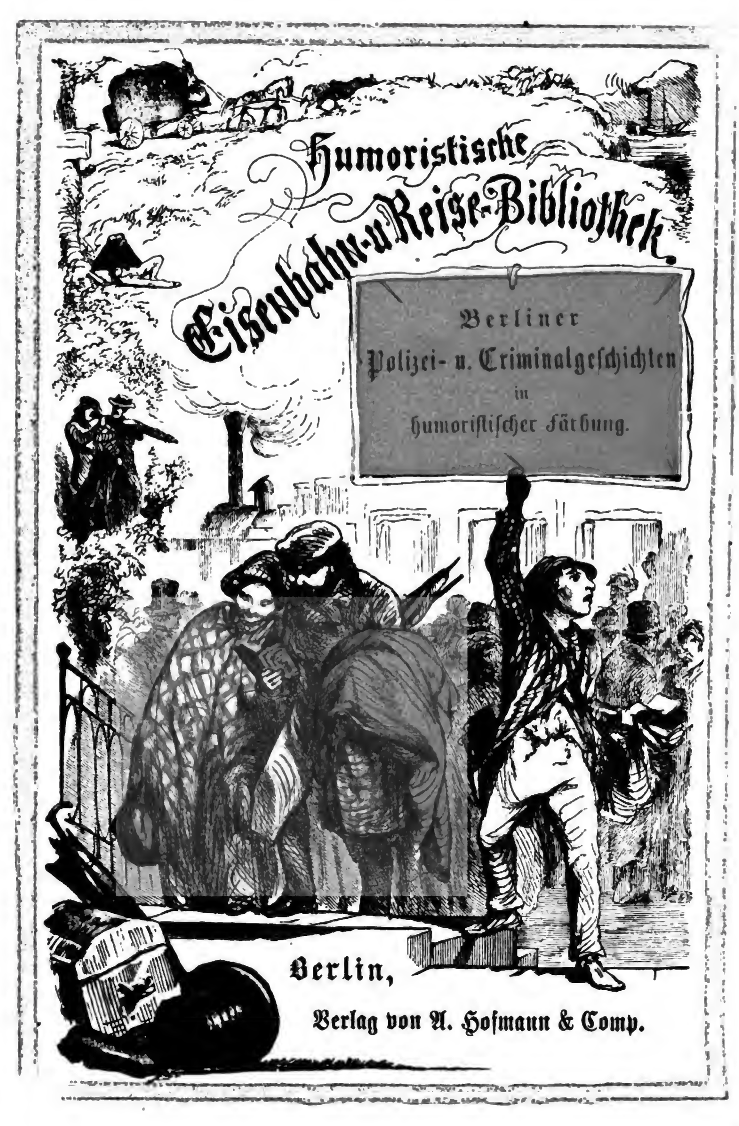
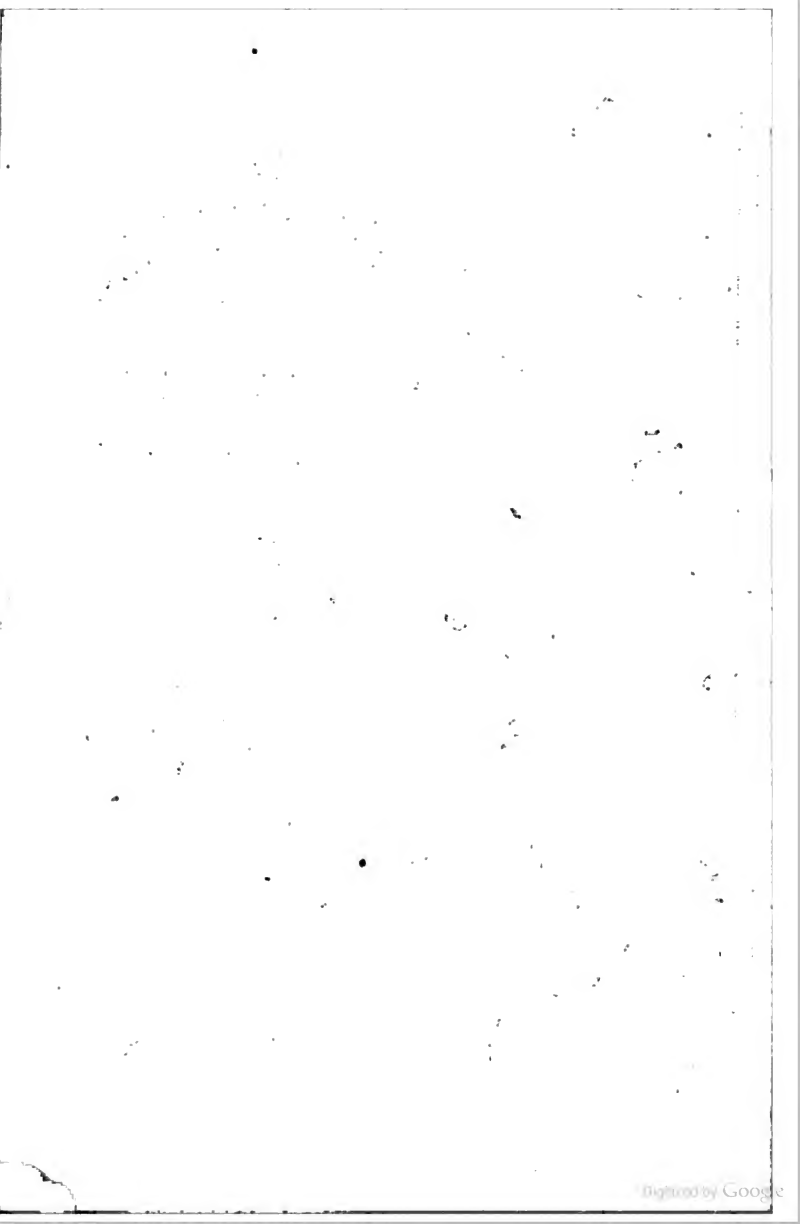

P. o. germ.
1442
uaz




Humoristische
Eisenbahn- u. Reise-Bibliothek.
Berliner
Polizei- u. Criminalgeschichten
in
humoristischer Färbung.
Berlin,
Verlag von A. Hofmann & Comp.



Berliner

Polizei- und Criminalgeschichten

in

humoristischer Färbung.

Vom

Verfasser „der neuen deutschen Zeitbilder.“

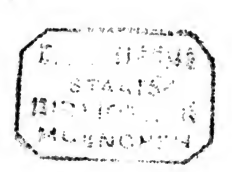
[= Jodocus Donatus Hubert Temme]

Mit 36 Illustrationen von L. Löffler



Berlin, 1858.

Verlag von A. Hofmann & Comp.





Auch eine Carriere.



Die kleine Provinzstadt war in einer gewissen Aufregung. Es hatte sich etwas ereignet, was für sie ein Ereigniß war.

Die kleine Provinzstadt war, und ist noch eine preußische Beamtenstadt. Fünf- bis höchstens sechstausend Einwohner, und davon über tausend königliche Beamte. Vertheilt an ein Oberlandesgericht, eine Regierung, ein Consistorium, an ein Land- und Stadtgericht, ein Landrathsamt, eine Polizeidirection, so und so viele Recepturen und so weiter. Vertheilt an alle diese Behörden als Präsidenten, Directoren, Räthe, Assessoren, Referendarien, Subalternbeamte und Unterbediente und wie die technischen Namen weiter heißen, bis zu dem Ofenheizer hinunter, der einem Fremden das neue Sitzungszimmer mit der neu eingerichteten russischen Heizung zeigt und dabei mit der vollen Wichtigkeit des Beamten sagt:



„Hier halten wir Sitzung und hier heizen wir ein!“

Wenn ein Prinz des Königshauses ankommt oder abreiset, so ist es ein Ereigniß für die Residenz.

Wenn in einer kleinen Beamtenstadt ein neuer Beamter ankommt, oder ein alter Beamter abgeht, so ist es ein Ereigniß für die kleine Stadt. Ist es gar ein Rath, der sogar in die Residenz berufen ist, so ist es ein Ereigniß, das die kleine Stadt wohl in eine gewisse Aufregung versetzen kann.

Der Rath Hartwig von dem Oberlandesgerichte der kleinen Provinzstadt war von dem Justizminister nach Berlin berufen. Vorläufig nur als Hilfsarbeiter im Ministerium; aber es war kein Zweifel, daß er nächstens zum wirklichen vortragenden Rath werde befördert, als Geheimer Justizrath definitiv werde angestellt werden. Er war noch

ein junger Mann; er gehörte zu den tüchtigsten Räthen des Oberlandesgerichts; er war gewandt, und vor Allem, er war ehrgeizig.

In Berlin sollte ein neues Strafgesetzbuch für die königlich preußischen Staaten gemacht werden. Man hat bekanntlich schon seit dem Jahre 1827 daran gearbeitet. Im Jahre 1851 ist es endlich fertig geworden. In dieser ganzen Zeit mußte die Arbeit fast alle zwei Jahre umgeworfen, verändert, erneuert werden.

Zur Entwerfung eines neuen Entwurfs war der Oberlandesgerichtsrath Hartwig nach Berlin berufen.

Sein Beruf war ein Ereigniß gewesen. Seine Abreise war es erst recht.

Er wollte mit der Schnellpost abreisen, die auf der Tour nach Berlin jeden Abend um zehn Uhr durch das Städtchen kam.

Es war erst halb zehn Uhr Abends. Dennoch war der Posthof schon gefüllt mit Personen, die den Rath wollten abfahren sehen.

Er selbst war noch nicht da. Das Collegium, dem er bisher angehörte, gab ihm ein feierliches Abschiedsessen in dem Gasthofe, der Post gerade gegenüber. Von dem Posthofe aus sah man die hell erleuchteten Fenster des Gasthofes; von den erleuchteten Fenstern des Gasthofes sah man in den Posthof.

Bei dem Abschiedsessen waren die Präsidenten, die Collegen, die näheren Freunde des Raths.

Im Posthofe waren die übrigen Personen, die ihn noch sehen, noch sprechen, noch begrüßen, sich ihm noch empfehlen wollten. Das Letztere wollten wahrscheinlich noch Alle, die da waren. Ein Rath, welcher vortragender Rath im Ministerium wird, ist ein sehr wichtiger Mann, den man sich zum Freunde, zum Gönner, zum Beschützer erhalten muß. Auf ihn hört der betreffende Departementsrath im Ministerium, der Minister selbst, wenn es sich um Beförderung, um Gehaltsverbesserung, um Zulage, um einen Orden handelt. An dem Rath Hartwig selbst hatte man das Beispiel. Wäre er nicht der Universitätsfreund des Geheimen Justizraths Ewald im Justizministerium gewesen, der selbst bekanntlich eine so schnelle Carrière gemacht hatte, und, so jung er noch war, beim Ministerium Alles galt, wer weiß, ob er, trotz allen seinen Talenten, Kenntnissen, Fähigkeiten, sich auf dem Wege nach Berlin zu einer so hohen Bestimmung befinden würde.

Drüben in dem Saale des Gasthofs, in welchem das Abschiedsessen stattfand, war es an der Tafel laut gewesen. Es wurde auf einmal still dort. Dann vernahm man eine einzelne Stimme. Sie sprach lange. Was sie sprach, konnte man im Posthofe nicht verstehen. Aber etwas wußte man davon.

„Das ist die letzte Abschiedsrede, die ihm gehalten wird."

„Der Herr Chefpräsident selbst hält sie."

„Es ist eine große Ehre für ihn."

„Er macht auch eine bedeutende Carrière."

„Und ist noch so jung. Höchstens ein- oder zweiunddreißig Jahre alt, und schon Rath im Ministerium."

„Oho, vorläufig erst Hülfsarbeiter."

„Er wird schon bald wirklicher Rath werden."

„Freilich bei seinen Verdiensten."



Ein langer, finsterer Mensch mischte sich in das Gespräch.

„Verdienste? Welche Verdienste hätte er denn?"

Der lange Mensch war ein malcontenter Auscultator, den der Rath Hartwig als Examinator zweimal durch das zweite Examen hatte fallen lassen. Er war wohl nicht da, um sich dem Rath zu empfehlen.

„Welche Verdienste er hat? Ist das nicht schon ein Verdienst, in so jungen Jahren Rath zu sein?"

„Durch Kriechen geworden zu sein?"

„Wo hat er gekrochen?"

„Fragt, wo hat er nicht gekrochen? Schon als Auscultator hatte er nur den Einen Gedanken, Carrière zu machen. Wenn der

Präsident einen Vortrag hielt, so trat er dicht an dessen Stuhl, als wenn es sein Tod wäre, ein Körnlein von der Weisheit zu verlieren, die über die hohen Lippen perlte. Wenn ein junger Rath oder Assessor vortrug, trieb er Allotria. Später, als Assessor, als Rath, hat er je eine andere Meinung gehabt, als die des Präsidenten? Und wenn er sie hatte, so wußte er, daß es die des Ministers war."

„Verleumdung, Verleumdung!" rief man rings um den malcontenten Auscultator.

„So? Ist auch das eine Verleumdung, daß er neulich, als der Geheime Rath Ewald von Berlin hier war, gegen diesen, der doch sein Universitätsfreund ist, unterthänig war, wie er nur gegen den Minister selbst hätte sein können? Dem allein hat er diese Berufung zu verdanken."

„Der Ewald ist ein Ehrenmann, das weiß Jeder."

„Gewiß ist er das. Aber der Schmeichelei ist jeder Mensch zugänglich."

„Wenn der Rath Hartwig kein brauchbarer Mann wäre, würde man ihn nicht in das Ministerium berufen haben."

„Ja, ja, das ist es. Brauchbar, ein brauchbarer Mann! Da habt Ihr das rechte Wort getroffen. Brauchbar muß man sein, wenn man eine Carrière machen will. Brauchbar zu Allem, zu Allem sich brauchen lassen. Das sind die Leute und von der Sorte ist er!"

Wir müssen unsere Leser ausdrücklich bitten, zu beachten, daß dieser malcontente Auscultator zu einer Zeit malcontent war, die weit hinter der jetzigen Zeit zurück liegt.

Und in derselben Zeit trug sich auch die folgende Scene zu.

Seitdem ist Vieles in der Welt anders geworden. Ganz kann die Welt sich freilich nicht ändern.

Die Rede des Präsidenten war zu Ende. Ein lautes, donnerndes dreimaliges Hoch zeigte ihren Schluß an.

Gleich darauf hörte man hinten in der Straße ein Posthorn schmettern.

„Die Schnellpost! Die Schnellpost kommt!"

Hunderte von dienstfertigen und sich empfehlen wollenden Beinen setzten sich in Bewegung, zuerst die Nachricht in den Gasthof zu bringen.

„Die feigen Bedientenseelen!" sagte der malcontente Auscultator.

Die Schnellpost kam in den Hof gefahren.

Von drüben aus dem Gasthofe kam die ganze Tischgesellschaft. Die dienstfertigen Beine kehrten mit ihr zurück.

An der Spitze des Zuges war der Rath Hartwig. Die beiden Präsidenten hatten ihn in ihrer Mitte. Hinter ihnen folgten die übrigen Beamten nach Rang und Anciennität. In einem ordentlichen Beamtenstaate muß das Alles ordentlich sein.

Man gelangte zu dem Postwagen.

„Theurer Herr College", sagte der Chefpräsident, „Gott sei mit Ihnen und schenke Ihnen eine glückliche Carrière."

„Und denken Sie an Ihre hiesigen Freunde zurück", sagte der Vicepräsident.



„Und an Ihre zahlreichen Verehrer," sagte der älteste Rath.

„Verehrter Herr College, ich empfehle mich Ihrem wohlwollenden Andenken," sagte der zweite Rath.

„Ich empfehle mich Ihnen gehorsamst," der folgende.

„Ganz gehorsamst," der darauf folgende.

So empfahlen sich alle Räthe.

Sie schüttelten ihm bieder und freundschaftlich die Hand.

Die Assessor bückten sich submiß.

Und so weiter.

Auch der Ofenheizer des Collegiums war da. Er küßte dem jungen Rath die Hand.

Er war schon am Morgen bei ihm gewesen mit einem dringenden Anliegen.

„Gnädiger Herr Rath, ich hätte wohl noch eine große Bitte an Sie.

„Sprechen Sie dreist, lieber Ofenheizer."



„Sehen Sie, Herr Geheimer Rath, da ist der Botenmeister, der hat eine Frau und die ist die Frau Botenmeisterin. Und ich bin blos simpler Ofenheizer und da meint meine Frau, ich könne doch auch wohl Ofenheizermeister werden und sie Frau Ofenheizermeisterin, und da nun ein ehrliebender Beamter auch seine Carrière machen will, so wollte ich Sie recht freundlichst gebeten haben, ob Sie nicht bei des Herrn Justizministers Excellenz ein gutes Wörtchen für mich einlegen wollten."

„Ich werde Sie gewiß in Berlin nicht vergessen, lieber Ofenheizer, hatte der Rath freundlich erwidert".

Der Mann wollte ebenfalls am Postwagen sich noch in Erinnerung bringen.

Der Rath Hartwig war über alle diese Beweise von Liebe, Freundschaft und Verehrung sehr gerührt.

Bevor er in den Wagen stieg, wandte er sich zu der versammelten Menge zurück.

Sein Gesicht glänzte vor Glück, vor Dankbarkeit, vor Wehmuth.

„Meine hochverehrten Gönner und hohen Vorgesetzten" —

Die beiden Präsidenten wehrten mit den Händen ab.

„Nicht mehr," sagte herablassend der Chefpräsident.

Aber der junge Rath ergriff die abwehrenden Hände, als wenn er sie küssen wolle.

Das wurde wieder abgewehrt.

„Immer, immer," rief er. „Ja, meine hochverehrten Vorgesetzten,

meine geehrten Collegen, meine Freunde, ja, Sie Alle meine Freunde, Sie sehen mich hier gerührt, tief ergriffen. — Ich kann keine Worte finden, Ihnen Allen, ja Allen, meinen Dank auszudrücken. — Wie habe ich so viel verdient, so viel Huld, so viel Freundschaft, so viel —"

Ein hundertstimmiges, rauschendes Hoch brach los, ließ ihn nicht vollenden.

Der begeisterte Ofenheizer hatte es zuerst angestimmt.

Der junge Rath war einmal unterbrochen. Das Ende der ausgebrochenen Begeisterung abzuwarten, um sich dann nochmals in Rührung zu versetzen, das hätte nur ein schlechter Commödiant vermocht. Er wollte rasch in den Wagen springen, auf dessen Bock der Postillon schon lange genug wartete.

Er wurde zurückgehalten.

Als er sich umsah, blickte er in ein altes, ernstes, strenges, etwas kummervolles Gesicht.

Ein alter Rath des Collegiums stand neben ihm. Ein Mann von etwas alterthümlichen Grundsätzen, daher auch von seinen jüngeren Collegen oft verspottet. Seine Grundsätze waren zugleich die der Milde; die Collegen hatten ihm daher den Beinamen des philantropischen Narren gegeben.

Er nahm, trotz seines strengen Blickes, mit einer gewissen Herzlichkeit die beiden Hände des jungen Raths. Mit tiefem Ernst aber sprach er:

„Junger College, Sie sind zu einem eben so schwierigen, als wichtigen Werke in die Hauptstadt berufen. Sie haben alles Zeug, es zu lösen, wenn Sie mit festem Willen Eins festhalten: die Gewissenhaftigkeit. Nur das, was Sie in Ihrem innersten Gewissen für Recht erkennen, nur das lassen Sie auch Recht werden. Daran halten Sie, und an dem Gedanken an das Volk, für welches die Gesetze gemacht werden, nicht aber an Gunst und Gnade von oben. Und nun sei Gott mit Ihnen und mit Ihrem Thun."

Der junge Rath saß schon im Wagen, um einer Fortsetzung solcher Predigt zu entgehen.

„Fort!" rief der Conducteur von seinem Sitze.

Der Postillon hieb auf die Pferde.

Der Wagen flog davon.

Hurrahs folgten ihm noch so lange, als man meinen konnte, sie seien im Innern des Wagens zu hören.

„Ja, er wird eine bedeutende Carrière machen," versicherte noch einmal der Chefpräsident den Zurückgebliebenen. Er hat Alles dazu, Talent, Kenntnisse, hohe Gönner und vor Allem Gewandtheit."

„Und wenn ihm das Gewissen fehlt," sagte der alte, mürrische Rath, so hat er doch nichts."

Der junge Rath Hartwig fuhr unterdeß seiner hohen Bestimmung in Berlin entgegen.

Er saß im Coupé des Postwagens allein. Er hatte also sich und seinen Gefühlen keinen Zwang anzuthun.

Er war zuerst verdrießlich. Verdrießlich?

„Dieser grobe, alte Narr! Gewissen, Gewissenhaftigkeit! Was sollte das heißen? Seit dem Tage meines Eintritts in den Staatsdienst stehe ich in allen Conduitenlisten als das Muster eines ordentlichen, gewissenhaften Beamten. Aber ich weiß, was er meint! Diese Rigoristen! Wenn man an sich selbst, an seine Carrière denkt, das ist ihnen ein Verbrechen. Nur auf das Volk, und immer auf das Volk soll man sehen. Nie nach oben, nur immer nach unten. Darum hat er auch keine Carrière gemacht. Nicht einmal einen Orden, nicht einmal eine erbärmliche Zulage! Nein, nein, mein philantropischer Herr Narr, ich halte es anders!"

Damit wurde er wieder vergnügt.

„Also nach Berlin —"



„Aber zuerst machen wir es uns behaglich."

Er zog eine elegante, mit feiner Stickerei versehene Cigarrendose hervor, nahm eine Cigarre heraus, nahm aus einem kleinen glänzend polirten Messingbüchschen ein Zündhölzchen, strich es geschickt, daß es nach dem ersten Strich brannte, zündete die Cigarre an und begann behaglich zu rauchen. Dann brachte er Cigarrendose und Büchschen wieder an ihren Platz.



Er war ein sehr ordentlicher Mensch, selbst im Rauchen, obgleich er ein leidenschaftlicher Cigarrenraucher war.

Und während er behaglich rauchte, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort.

Also nach Berlin, nach der Hauptstadt! Ins Ministerium! Der Staub der Provinz wäre abgeschüttelt! Des kleinen Städtchens, der schmutzigen, engen Straßen! Auch der kleinlichen Provinzacten! Und der spießbürgerlichen Collegenschaft! — Ha, wie sie höflich, wie sie unterthänig waren! Wie sie krochen! Selbst die Präsidenten! Vor vier Wochen noch so vornehm! Ja, ja! Ins Ministerium. Zwar nur als Hülfsarbeiter! Aber zu welchem wichtigen Werke! Der alte Narr hatte Recht; es ist die wichtigste Arbeit, die jetzt dem Ministerium vorliegt. Ein Strafgesetzbuch für den ganzen Staat; selbst für die Rheinprovinzen die nur von ihrem französischen Rechte wissen wollen. Sie müssen sich krümmen. — Wie kann ich mich da auszeichnen! Es kann nicht fehlen; über's Jahr bin ich Geheimer Justizrath — schon Vicepräsidentenrang! Dann Geheimer Ober! Gleich einem Chefpräsidenten! Dann mache ich einmal eine Besuchsreise hierher. Wie sie sich ärgern, wie sie kriechen werden. Und dann Wirklicher Geheimer Oberjustizrath! Oder Präsident des Obertribunals! Eine vortreffliche Stelle! — Mit dem Prädikat Excellenz! Und — wer weiß — man hat zwar noch keine Beispiele — aber warum sollte es nicht sein können, warum sollte der König nicht auch einmal aus einem ausgezeichneten, treuen, verdienten Obertribunalspräsidenten einen Justizminister machen können?

Er rauchte in behaglichem Schweigen seine Cigarre weiter.

„Nur klug, nur klug!“ sagte er noch zuweilen.

Dann schlief er glücklich ein. —

Er kam am zweiten Tage in Berlin an.

Stolz fuhr er durch das stolze Thor.

„Fortan hier! Es geht doch nichts über eine große Residenz. Und welche Stellung werde ich hier einnehmen.“

Er stieg im Hôtel de Brandenbourg am Gendarmenmarkte ab. Es war — damals — der vornehmste Gasthof Berlins, und lag im Mittelpunkte des vornehmsten Theils der Stadt.

Wohin gehe ich nun zuerst? Zu meinem Freunde Ewald? Er hat mich dem Minister empfohlen! Allein was für Dank bin ich ihm

da am Ende schuldig? Der Minister war schon längst auf mich aufmerksam geworden. Durch mich selbst! Durch meine Arbeiten — die Conduitenlisten. — Man muß die Leute nicht verwöhnen; zumal den Ewald. Er ist ohnehin etwas hochmüthig, anmaßend. Sogar eitel! Er hat so jung die Carrière gemacht. Da überhebt er sich. Mußte man ihm doch ordentlich den Hof machen, als er zum Besuch in der Provinz war. Und wir waren doch so genau bekannt auf der Universität. Und über's Jahr bin ich, was er ist. — Ich gehe nicht zu ihm. — Später! Zum Abend. — Heute ist Mittwoch, der Empfangtag des Ministers. Ich melde mich gleich. — Nachher kann ich ja im Vorbeigehen bei Ewald einsprechen.

Er kleidete sich an. Schwarzer Frack, hoher, glänzend gebürsteter schwarzer Cylinderhut, glänzende lackirte Stiefel, weiße Cravatte, weiße seidene Weste, weiße Glacéhandschuhe. Er war untadelhaft.



So erschien er im Vorzimmer des Ministers.

Er war in der Hauptstadt bekannt. Er hatte hier ein Jahr lang studirt! Er hatte sich längere Zeit zum dritten Examen hier aufgehalten. Er war später manchmal hingereiset. Er hatte dann auch jedesmal dem Minister sich vorgestellt. So war er auch in dem Vorzimmer des Ministers bekannt.

Ja die Vorzimmer der Minister sind an den Audienzabenden immer voll. Wie viel Unglück, wie viel Elend, wie viel Opfer des Unrechts, aber auch wie viele Frechheit, wie viele Chikane, wie viele Verfolgungssucht hat dort zu klagen und anzuklagen!

Der neue Hülfsarbeiter des Ministeriums fand das Vorzimmer des Ministers schon sehr gefüllt. Ein Anderer hätte besorgt sein können, zwei bis drei Stunden warten zu müssen, bis die Reihe, angemeldet zu werden, an ihn komme.

Er sah mit einem leichten, stolzen Lächeln auf die harrende Menge.

„Oberlandesgerichtsrath Hartwig, von Seiner Excellenz **befohlen!**“ sagte er zu dem mit der Anmeldung beauftragten Canzleidiener.

„Ich werde den Herrn Oberlandesgerichtsrath sofort melden.“

Der Diener ging in das Cabinet des Ministers.

Schon nach einer Minute kam er zurück, zugleich eine ältliche Dame herausbegleitend, deren Audienz beendigt oder abgebrochen war.

„Herr Rath Hartwig!“

Der Diener öffnete die Thür des Cabinets weiter.

Der junge Rath schritt mit einem stolzen Lächeln in das Cabinet.

Der Minister war bekanntlich ein sehr höflicher, und, was man auch von ihm sagen mag, im Grunde des Herzens ein wohlwollender Mann. Das neue Strafgesetzbuch war sein Steckenpferd.

Sein Sie mir willkommen, Herr Rath Hartwig. Ich schätze mich glücklich, einen so tüchtigen Mann fortan in meinem Ministerium zu sehen.

Der junge Mann bückte sich bis zur Erde, glücklich und wirklich gerührt. Wer hat nach solch einem Empfange seine Carrière nicht gemacht?

„Excellenz, Sie überhäufen mich mit Gnade.“

„Lassen wir das. Ich pflege meine Mitarbeiter als meine Freunde zu betrachten. Setzen Sie sich. Das Vorzimmer ist zwar noch voll, aber



einige Augenblicke muß ich doch mit Ihnen sprechen. — Morgen ist Conferenz des Ministeriums, morgen früh um acht. Sie können dann gleich eintreten. Sie melden sich hier, beim Canzleidiener. — Sie haben sich mit dem Gegenstande Ihrer neuen Arbeiten doch schon vertraut gemacht?"

„O gewiß, Excellenz! Wie werde ich nicht?"

„Es ist ein wichtiger Gegenstand; ich halte ihn für den wichtigsten der ganzen Gesetzgebung. Ein tüchtiges Strafgesetzbuch hält Recht und Sitte, hält die Regierung, hält den ganzen Staat zusammen."

„Ich bin ganz der Ansicht Eurer Excellenz."

„Die bisherigen Entwürfe hatten meinen Beifall nicht; sie trafen nicht alle jene Gesichtspunkte. Von Ihnen wünsche ich einen völlig neuen Entwurf."

„Meine schwachen Kräfte —"

„Ich werde Ihnen freie Hand darin lassen. Nur einige allgemeine Gesichtspunkte werde ich Ihnen andeuten, meinen Standpunkt. Ich liebe im Ganzen gewiß die Milde. Man muß sie aber nicht zu weit treiben.

Das ist der Fehler unseres Landrechts. Die Criminalpolitik fordert vielmehr eine gewisse Strenge der Gesetze. Kommen dann auch für den einzelnen Fall Härten heraus, so ist um so wohlthätiger und wirkungsreicher die Gnade des Königs da."

Es waren dies in der That die Ansichten des Ministers. Man findet sie häufig, auch bei den wohlwollendsten — Staatsmännern.

„Ich bin glücklich über solche erhabene Grundsätze", sagte der Rath Hartwig. „Wie leicht wird es mir werden, nach Ihnen zu arbeiten!"

„Das Nähere darüber morgen. Sie entschuldigen mich. Ich bin heute sehr in Anspruch genommen."

Der neue Hülfsarbeiter des Ministers schied entzückt.

„Mein Glück ist gemacht! — Welches Wohlwollen! — Strenge Grundsätze! Ja, ja, er hat Recht. Es ist auch meine Ansicht immer gewesen. Die Masse muß im Zaum gehalten werden. — Wir werden uns schon verständigen, alte Excellenz! — Nun zu Ewald! Zu meinem — Collegen! Nun, nach dem Empfange kann ich es in einem halben Jahre schon sein!"



Der Geheime Justizrath — kurzweg Geheimrath genannt — Ewald war ein braver Mensch, ein ausgezeichneter Beamter. Etwas Bureaukrat, aber von den edelsten Gesinnungen. Er war noch jung, er hatte früh eine bedeutende Stellung gewonnen. Aber wie er sie nur seiner eminenten Tüchtigkeit zu verdanken hatte, so überhob er sich nie in ihr. Freilich hatte er ein etwas trocknes, kaltes Aeußere. Aber sein Herz war eben so warm, wie sein Kopf hell.

Er empfing den alten Universitätsfreund mit Herzlichkeit.

Seit den Universitätsjahren hatten sie sich wenig gesehen. Die beamtliche Carrière hatte den Einen in diese, den Andern in jene Gegend des weitläufigen Staates verschlagen. Der redliche, gerade Ewald kannte daher seitdem den Freund nur aus dessen allerdings stets vorzüglichen Arbeiten. Die Wuth, Carrière zu machen, zeigt sich selten schon auf der Universität.

Die beiden Freunde blieben den Abend beisammen.

Sie sprachen über Allerlei, über Vergangenheit und Zukunft, auch über die Aufgabe des neuen Hülfsarbeiters im Ministerium.

„Der Minister hat gewiß schon mit Dir darüber gesprochen? Sie liegt ihm sehr am Herzen."

„Er hat mir schon seine Ansicht mitgetheilt. Ich freue mich, daß ich mich mit ihm in völliger Uebereinstimmung befinde."

„In der That?"

„Er will ein strenges Gesetzbuch."

„Ich weiß es leider. Und auch Du?"

„Du wärst nicht der Ansicht?"

„Milde Gesetze haben stets milde Sitten hervorgebracht."

„So sagt auch unser alter närrischer Misanthrop. Aber höchstens könnte man umgekehrt sagen: milde Sitten fordern milde Gesetze. Und wo findest Du nun milde Sitten in unserer Populace?"

„Werden denn die Gesetze für die Populace gemacht?"

„Die Strafgesetze allerdings. Gegen das Gesindel, gegen die rohe, gemeine Masse. Sie muß in Zucht gehalten werden. Und das kann nur durch Strenge geschehen."

„Hartwig, sind das Deine eigenen, innerlichen Ansichten oder willst Du Carrière mit ihnen machen, weil der Minister sie hat, oder vielmehr, indem Du meinst, der Minister habe sie?"

„Aber gewiß sind es meine Ansichten. Ich bin nicht der Mann, meine Ueberzeugung für eine Carrière zu opfern."

„Das letzte freut mich. Der Minister hat allerdings zuweilen unrichtige Ansichten; aber er giebt gern besserer Ueberzeugung nach. Du wirst viel über ihn vermögen, und mir wird es hoffentlich gelingen, Dir eine bessere Ueberzeugung beizubringen. Ich habe bei allen Gesetzen, zu denen ich mitgewirkt habe, in erster Linie mir vorgestellt, ich hätte

sie für mich und meine Verwandte und Freunde gemacht, und ich wolle mich selbst und sie danach gerichtet sehen."

Der neue Hilfsarbeiter erschrak über solche Ansichten.

„Um des Himmels willen, wie könnte ich mich auf Eine Linie mit verbrecherischem Gesindel setzen?"

„Es giebt unglückliche Verbrecher."

„Ah bah!"

„Gar edle!"

„Aber in der That, Ewald, ich begreife Dich nicht mehr. Verbrecher ist Verbrecher. Die Strafe muß ihn treffen. Und strenge Strafen müssen ihn treffen. Nur dadurch, daß er weiß, daß sie ihn treffen, wird er vom Verbrechen abgeschreckt, besonders die rohe, gemeine Masse, das Volk. Aber ich sehe, daß wir uns ereifern, und das ist nicht gut. Es ist ohnehin schon spät. Wahrhaftig meine Uhr zeigt schon auf eilf. Da wird es beinahe Mitternacht, bis ich in mein Hôtel komme.

Er brach auf.

„Gute Nacht, Freund."

„Gute Nacht, Hartwig. Ich hoffe doch noch, Dich zu bekehren."

„Nimmermehr. Nur strenge Gesetze halten das Volk in Furcht, und in Furcht muß die Masse gehalten werden. Gute Nacht."

Damit ging er.

Der Geheime Rath Ewald wohnte am Schiffbauerdamm, zwischen der Unterbaums- und Marschallsbrücke, nicht weit von der letzteren.

Als der Rath Hartwig auf die Straße trat, hatten die Nachtwächter schon seit einer Weile eilf Uhr gepfiffen. Die Straßenlaternen brannten noch.

Nach eilf Uhr Nachts sind auch die belebtesten Straßen Berlins schon leer und still. In jenem entlegenen Theile der Stadt war es völlig leer. Der Rath sah sich allein in der Straße. Kein anderes menschliches Wesen war darin. Auch in der Ferne war es still.

Es war eine milde und klare Herbstnacht.

Der Rath entfernte sich ein paar Schritte von der Wohnung seines Freundes. Dann zog er sein elegantes Cigarren-Etui hervor, nahm eine Cigarre heraus, zündete ein Streichhölzchen und an diesem seine Cigarre an, steckte Cigarrendose und Streichholzbüchschen wieder in die

Tasche, begann behaglich die Cigarre zu rauchen und setzte rauchend und schlendernd seinen Weg fort, der Marschallsbrücke zu.



Daran, daß zu damaligen Zeiten das Rauchen auf den Straßen Berlin's bei zwei Thaler Strafe verboten war, dachte der Rath wohl nicht, und daß Gensdarmen, Polizeisergeanten und Nachtwächter auf nichts erpichter Jagd machten, als auf brennende Cigarren und Tabackspfeifen, das wußte er wohl nicht, oder auch, er hatte es vergessen.

Er dachte an ganz etwas Anderes.

Der Ewald ist ein arroganter Mensch geworden. Die rasche Carrière hat ihn aufgeblasen. Natürlich. Alle Welt macht ihm den Hof, will durch ihn poussirt sein. Aber ich werde mir das nicht mehr von ihm gefallen lassen. Bisher mußte man einige Rücksicht nehmen. Aber in einem halben Jahre bin ich so viel wie er. — Ich habe ihm auch gedient. Es war deutlich genug gesprochen, als ich an den alten, närrischen Philanthropen erinnerte. Ich werde mir nichts mehr von ihm bieten lassen. — Und Gesetze für mich machen? Lächerlich!

Er war bis auf wenige Schritte an die Louisenstraße gekommen. Er verließ das Trottoir der Straße, um querüber rechts auf die Marschallsbrücke zuzugehen.

Lächerlich! wiederholte er. Für das Volk werden die Gesetze gemacht. Und diese Masse muß man im Zaume halten. Das Volk muß immer in Furcht leben, sonst überhebt es sich ebenfalls, wird übermüthig. — Dafür macht man die Gesetze! Dafür!

„Halt!“ rief ihn eine Stimme an, und es rasselte dumpf klirrend neben ihm.

Der junge Rath wollte erschrocken auf die Seite springen. Er konnte nicht, er fühlte sich von einer kräftigen Faust festgehalten.



Ein Nachtwächter hatte mit Horn und Pfeife und Waffe an der Ecke des Schiffbauerdammes und der Louisenstraße auf Posten gestanden. Der Rath hatte nicht ihn, desto genauer hatte er den Rath mit der brennenden Cigarre bemerkt. Als der Verbrecher gegen das Rauchverbot ihm nicht mehr entgehen konnte, sprang er auf ihn zu.

„Sie roochen uf der Straße. Sie sind arretirt.“

Der Rath war, wie gesagt, erschrocken.

„Ich rauche?“ rief er in seinem Schreck, und die Cigarre entfiel seinen Händen.

„Oh, Männeken, Sie wollen leugnen? Das hilft Ihnen nichts. Das hätten Sie klüger anfangen müssen. Ein routinirter Verbrecher sind Sie noch nicht. Der hätte das brennende Corpus delicti ein paar Schritt weiter in die Spree geworfen.“

Er hob die brennende Cigarre auf.

Aber den armen Rath überlief es siedendheiß und eiskalt. Ein Verbrecher sollte er sein; nur noch nicht ein routinirter! Das Corpus delicti zu seiner Ueberführung war wohlverwahrt. Das traf ihn, ihn, der im Begriffe stand, ein neues Strafgesetzbuch zu machen, der noch so eben feierlich erklärt hatte, Strafgesetze mache man nur gegen das gemeine Volk!

Aber er kam wieder zur klaren Besonnenheit. Er hatte nur verbotswidrig geraucht. Das war eine einfache Polizeicontravention. Noch lange kein Verbrechen. Und es war auf der Stelle abzumachen. Er wußte: die Strafe betrug zwei Thaler. Mit deren Bezahlung war die Sache abgemacht, und es krähte kein Huhn oder Hahn weiter danach. Sein Name wurde nicht einmal bekannt. Das war die Hauptsache: sein Name wurde nicht bekannt.

Der arme Rath wußte nicht Alles.

„Ich denke nicht daran zu leugnen,“ sagte er stolz. „Die Strafe beträgt zwei Thaler, nicht wahr?“

„Accurat zwei Thaler.“

„Hier, Freund, sind die zwei Thaler, und nun lassen Sie mich gehen.“

„Oh, oh, was denken Sie?“

„Nun, was soll es noch mehr?“

„Hören Sie, Männeken, ich überzeuge mir, daß Sie sich in einem beklagenswerthen Irrthum befinden.“

„Die Strafe beträgt doch nur zwei Thaler, und die sind hier.“

„Nein, Gutester, so verhält sich die Sache nicht. Sie scheinen mir für die Strafkasse anzusehen, und die bin ick doch nicht. Ich bin man blos der vereidete Denunciante, und die Strafkasse ist Molkenmarkt Nummer zwei.“

„So geben sie die Zwei Thaler dahin.“

„Sie sind noch immer in einem dicken Irrthum. Sehen Sie, die Sache verhält sich folgendermaßen. Ick mache meinen Rapport bei die betreffende Abtheilung des Polizeipräsidiums. Dann erhalten Sie eine Vorladung vor diese nemliche Abtheilung.“

„Eine Vorladung? rief der Rath, den eine entsetzliche Ahnung aufging.

„Eine schriftliche Vorladung, worin Ihr Name, Ihr Stand und Ihre Wohnung deutlich geschrieben stehen, und die Stunde, in welcher Sie vor die gedachte Abtheilung zu erscheinen haben, um sich zu verantworten oder zu sehen, wie man sie in die gesetzliche Strafe zu verurtheilen habe. Sehen Sie, Männeken, so schreibt das Gesetz es vor.“

„Das ist ein verzweifeltes Gesetz,“ stöhnte der Rath.

„Wohlersonnen in dem hohen Justizministerium. Nun, Männeken, sein Sie so gütig und geben mir Ihren Namen nebst Charakter oder Stand und Wohnung an, und wenn Sie sich gleich legitimiren können, so können Sie auch gleich ruhig nach Hause gehen und schlafen den kleinen Schrecken aus.“

Es war wahrlich kein kleiner Schreck, der den armen Rath ergriffen hatte. Seinen Namen, seinen Namen sollte er angeben, Oberlandesgerichtsrath Hartwig, Hülfsarbeiter im königlichen Justizministerium! So sollte er vorgeladen werden! Er, der Mann, der ein neues Strafgesetzbuch für den preußischen Staat machen wollte, wegen Uebertretung eines



Strafgesetzes! So sollte er auf dem Polizeipräsidium erscheinen, dort öffentlich mitten unter Vagabunden, Bettlern, liederlichen Dirnen und Bummlern aller Art, aufgerufen, in deren Gegenwart als Angeschuldigter vernommen werden! Wenn der Minister das erfuhr! Und mußte er es nicht erfahren?

Er verlor den Kopf.

Auch der Klügste kann den Kopf verlieren; der Klügste erst recht.

Allzuscharf macht schartig.

„Nun, Ihren Namen, guter Herr?"

Der Rath hatte einen Bekannten in Berlin gehabt, der ihm dort zuweilen kleine Geschäfte besorgt hatte, und der vor einem Jahre verstorben war. Weise hatte er geheißen und er war Kammergerichtsassessor gewesen.

So wird es gehen, sagte der Rath zu sich. Der Todte kann nicht mehr compromittirt werden. Und was weiß dieser dumme Nachtwächter davon, daß er todt ist! Der Titel wird ihm imponiren. So komme ich aus der verdammten Affaire heraus.

„Nun, Männeken, wird's bald?"

„Ich heiße Weise, sagte der Rath."

„Vorname?"

„Eduard."

„Schön! Stand?"

„Kammergerichtsassessor."

„Ah, die Kammergerichtsassessoren sind brave Leute, geben Einem oft einen Denunciantenantheil zu verdienen. Ihre Wohnung, Herr Kammergerichtsassessor?"

Den Rath durchfuhr ein neuer Schreck.

Alle Teufel, der Kerl sprach von sofortiger Legitimation. Legitimiren kann ich mich nicht. Wenn es ihm nun einfiele, mich zu meiner Wohnung zu begleiten!

Aber er hatte auch gleich ein Beruhigungsmittel.

Er darf seine Straße hier auf lange Zeit nicht verlassen; weit darf er also nicht mit mir gehen. Eine recht weit entfernte Wohnung; so werde ich ihn los.

„Belleallianceplatz Nummer fünf," sagte er keck."

„Schön! Nun Ihre Legitimation?"

„Ich habe leider meine Karte vergessen.“

„Auch keine andern Papiere bei sich?“

„Zu meinem Unglück nichts.“

„Das ist wirklich ein Unglück für Ihnen, Gutester. Dann müssen Sie zum Molkenmarkt Nummer zwei.“

„Sie könnten mich ja zu meiner Wohnung begleiten.“

„Nein, bestes Herrchen, ich darf meine Straße hier nicht verlassen.“

Der Rath athmete auf.

„Aber da sehe ick gerade einen Gendarmen des Weges kommen. Der wird sich gern die Ehre geben, Ihnen nach Ihrer Wohnung zu begleiten. He, Herr Gendarm.“

Die Herbstnacht hatte, zumal so nahe am Wasser, begonnen, recht frisch und kühl zu werden. Aber dem armen Rath schoß plötzlich der Schweiß so warm und so reichlich aus allen Poren, daß er bald keinen trckonen Faden mehr am Leibe hatte.

Er erkannte auf einmal in vollem Umfange, was er gethan hatte.

Zuerst war er nur ein einfacher Polizeicontravenient gewesen. Seine Uebertretung war mit einer kaum nennenswerthen Buße von zwei Thalern abzumachen. Die Vorladung vor das Polizeipräsidium war etwas unangenehm; aber eine Cigarre auf der Straße auszulöschen vergißt so mancher anständige Mensch; Aehnliches, wie ihm war gewiß auch schon hochgestellten Beamten begegnet, und selbst der Minister, der ihm zudem wohl wollte, hätte am Ende nur darüber gelacht.

Aber zu dieser einfachen Polizeiübertretung hatte er ein wirkliches Vergehen hinzugefügt. Er hatte, dem Nachtwächter gegenüber, sich einen falschen Namen beigelegt, und es war ihm nur zu bekannt, daß nach der Allerhöchsten Cabinetsordre vom 30. October 1816 Jeder, der sich eines fremden Namens bedient, mit einer Geldbuße bis zu funfzig Thalern oder nach Erwägung des Richters mit einem verhältnißmäßigen Arreste bestraft werden soll. Wenn aber die Beilegung des fremden Namens in betrüglicher Absicht geschehen war, so sollte gar die Strafe des Betruges eintreten, Verlust der Nationalcocarde und Zuchthaus. Und hatte er sich nicht den falschen Namen beigelegt, in der Absicht, den Staat um die Strafe von zwei Thalern zu betrügen?

„Der Teufel hat mich verblendet!“ rief es voll halber Verzweiflung in ihm.

Der angerufene Gendarm war herangekommen.

„Was giebt es hier?"

„Was es hier giebt, Herr Gendarm? Eine strafbare Cigarre."

„Ah, dieser Herr hat auf der Straße geraucht!"

„So ist es, geehrter Herr Gendarm, und das Corpus delicti ist in meinen Händen. Und da dieser Herr ein Kammergerichtsassessor ist, der seine Unkenntniß unserer Strafgesetze mit zwei Thalern bezahlen muß, aber keine Visitenkarte oder andere Legitimationsschriften bei sich führt, so wollte ich Ihnen gebeten haben, Herr Gendarm, ihn ein klein wenig nach seiner Wohnung zu begleiten, die für mich etwas zu weit gelegen ist."



„Sie haben geraucht, Herr Assessor?" fragte der Gensdarm den Rath.

„Ja."

„Und können sich nicht legitimiren?"

„Nicht hier."

„Dann hat der Mann da Recht. Es thut mir zwar leid, aber Sie müssen schon erlauben, daß ich bis zu Ihrer Wohnung mit Ihnen gehe."

Der Gendarm sprach so sehr höflich; jedes seiner Worte wurde in einem Tone gesprochen, der so sehr um Entschuldigung bat, ein so aufrichtiges Bedauern ausdrückte. Der Mann der bewaffneten Macht hatte dabei ein so mildes, freundliches Aussehen und zugleich zeigte das Licht der Gaslaterne in seinem blassen Gesichte eine gewisse stille Trauer, und wenn man näher hineinblickte, so konnte man so leicht glauben, den Mann müßten geheime Sorgen drücken; wahrscheinlich Nahrungssorgen; wenn man zugleich ferner bedachte, daß ein Gendarm monatlich nur sechzehn Thaler Löhnung erhält und davon sich und seine Familie ernähren, und Tag und Nacht auf den Beinen sein, also durch manchen Schnaps und

manches Glas Bier für seinen sauren Dienst sich conserviren muß, und das Alles in dem theuren Berlin.

Dem Rath wurde es wieder leicht ums Herz. Er athmete frei auf. Er bekam wieder Muth.

„Mit dem höflichen Menschen, mit dem armen Teufel, werde ich schon eher fertig werden, als mit dem groben Nachtwächter.“

„Wo wohnen Sie, Herr Assessor?“ fragte der Gensdarm.

„Bellealliance-Platz Nummer fünf,“ antwortete wieder muthig aber höflich der Rath.

„Darf ich dann bitten?“

Sie gingen; Anfangs schweigend. So überschritten sie die Marschallsbrücke, passirten die kleine Wilhelmsstraße, durchschnitten quer die Linden uud kamen in die Wilhelmsstraße.

In der Wilhelmsstraße war es dem Rath sehr wehmüthig um's Herz. Dort lag das Justizministerium — nicht das jetzige, ein anderes. — Als er das große, dunkle Hôtel sah, in dem alle die Gesetze gemacht wurden, in dem er ein neues Strafgesetzbuch machen sollte, ein recht umfassendes und recht strenges, um das Volk gehörig in Furcht zu erhalten, da mußte er unwillkürlich tief und schwer aufseufzen. Er ging still und leise an der Seite seines Gensdarmen vorüber, als wenn des Herrn Justizministers Excellenz im Fenster läge und ihn, den von einem Gensdarmen als halber Gefangener durch die Straßen Geführten, sehen oder hören könnte.

Als er aber vorüber war und von dem Hôtel aus seine Stimme nicht mehr gehört werden konnte, vermochte er nicht länger an sich zu halten.

„Stehen Sie schon lange in Berlin, Herr Gensdarm?“

„Seit vier Jahren.“

„Und wo waren Sie früher?“

„In Litthauen.“

„Das soll ein fruchtbares Land sein!“

„Ein fruchtbares Land, Herr Kammergerichts-Assessor, und Alles so billig. —“

Der Mann kam ihm ja entgegen. —

„Sie sehnen Sich wohl dahin zurück?“

„Der Dienst dort war beschwerlicher; besonders an der Grenze.“

„Ich glaube es wohl."

„Aber wenn ich bedenke, wie theuer hier Alles ist —"

„Ja, in Berlin ist es sehr theuer."

„Wenn man Familie hat, kann unser Einer hier fast gar nicht auskommen."

„Sie haben eine Familie?"

„Eine Frau und vier kleine Kinder."

„Mein Gott, da wird es Ihnen allerdings schwer werden."

„Ja, gewiß. —"

Der Rath sah sich um. Sie gingen ganz allein in der breiten Wilhelmsstraße. Kein Mensch war zu sehen oder zu hören. Die Mitternacht war so still, so verschwiegen; die Gaslaternen brannten so zutraulich; der Gensdarm war so höflich und freundlich; er hatte eine Frau und vier Kinder zu ernähren und war so arm und sah selbst so, beinahe so verhungert aus. — Die Verführung war zu groß.

Sie hatten den Wilhelmsplatz erreicht. Dort links, seitab war der nächste Weg zu dem Hotel Brandenburg am Gensdarmenmarkte. Warum den ohnehin schon müden Gensdarmen noch weiter bis zu dem weiten Belleallianc-Platz führen?

„Herr Gensdarm!"

„Was wäre Ihnen gefällig Herr Kammergerichts-Assessor?"

„Kann ich ein Wort im engsten Vertrauen zu Ihnen sprechen?"

„Warum nicht!"

„Ich habe es mit einem Ehrenmanne zu thun?"

„Ich hoffe es."

„Herr Gensdarm, ich bin nicht Kammergerichts-Assessor."

„So? Und was sind Sie denn, wenn ich fragen darf?"

„Ich heiße auch nicht Weise, wie ich dem Nachtwächter angegeben habe."

„Sondern?"

Der Gensdarm blieb immer höflich und freundlich.

„Ich bin der Oberlandesgerichtsrath Hartwig aus —"

„Darauf kann man sich verlassen?"

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort darauf."

„Sehr schön."

„Ich wohne auch nicht Belleallianc-Platz Nummer fünf."

„Sondern?“

„Ich logire im Hôtel Brandenburg am Gensdarmenmarkte.“

„Ein schöner Gasthof.“

„Ich bin erst heut hier in Berlin angekommen.“

„Sind also noch unbekannt hier?“

Der brave Mann kommt mir ja immer entgegen, jubelte es in dem Rath.

„Ich kannte wenigstens Manches nicht, so das unglückliche Rauchverbot.“

„Ich kann es mir denken.“

„Herr Gensdarm!“

„Was befehlen der Herr Oberlandesgerichtsrath?“

„Ihr Name?“

„Müller.“

„Lieber Herr Müller, ich muß Ihnen noch mehr mittheilen. Ich bin als Hülfsarbeiter in das Justizministerium berufen.“

„Ah, gratulire gehorsamst.“

„Der Herr Minister hält viel auf mich. Er ist mit dem Polizeipräsidenten bekannt, mit dem Herrn Kriegsminister befreundet; wenn Sie einmal eine Bitte an Ihre Herren Vorgesetzten haben sollten, so um Zulage etwa, ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, einem so braven Manne nützlich zu sein.“

„Der Herr Oberlandesgerichtsrath sind sehr gütig. Eine Zulage kann ein armer Gensdarm, der Familienvater ist, immer gebrauchen.“

„Und um Ihnen gleich meine Theilnahme zu beweisen — hier, nehmen Sie dieses — der Winter nahet, die Kinder bedürfen warmer Kleider; ich kenne die Bedrängnisse eines Familienvaters ohne Vermögen. Nehmen Sie, und dann gute Nacht, lieber Herr Müller. Sie werden müde sein. Sie brauchen mich nicht weiter zu begleiten.“

Er drückte dem Gensdarmen zwei Fünfthalerscheine in die Hand, sagte noch einmal herablassend freundlich: gute Nacht, und wollte den Weg links über den Wilhelmsplatz nach dem Gensdarmenmarkt einschlagen.

Der Gensdarm hatte die beiden Scheine angenommen. Er besah sie im Laternenlichte, dann sagte er:

„Nicht doch, Herr Oberlandesgerichtsrath.“

Er sprach die Worte höflich und freundlich wie immer.

„Hätten Sie noch etwas zu wünschen, lieber Herr Müller?“

„Nur noch Eins, geehrter Herr Oberlandesgerichtsrath, daß Sie die Güte haben, mir zur Stadtvoigtei zu folgen.“

Zugleich faßte der freundliche Gensdarm höflich, aber sehr fest den Arm des Raths.

Der Oberlandesgerichtsrath Hartwig, der neue Hülfsarbeiter im Justizministerium zur Abfassung eines neuen Strafgesetzbuchs für die gesammten königlich preußischen Staaten, war wie vom Donner gerührt.

„Wohin?“ rief er. „Zur Stadtvoigtei?“

„Ohne Zweifel.“

„Aber Sie haben ja die zehn Thaler angenommen!“

„Als Corpus delicti, hochgeehrter Herr Oberlandesgerichtsrath.“

Wieder ein Corpus delicti gegen den armen Rath.

„Aber warum denn gleich zur Stadtvoigtei? Ich kann mich ja legitimiren.“

„Morgen.“

„Jetzt gleich. Ich trage Briefe an mich bei mir.“

„Morgen.“

„So begleiten Sie mich wenigstens nur bis zu meinem Gasthofe. Ich kann Ihnen dort die vollsten Beweise geben.“

„Morgen,“ wiederholte der freundliche Gensdarm.

„Aber, mein Gott, ich bin doch kein Vagabund!“

„Ich glaube das nicht.“

„Warum denn sofort in das Gefängniß? Gar in das Criminalgefängniß?“

Der freundliche Gensdarm wurde sehr ernst.

„Mein Herr,“ sagte er, „Sie haben heute zuerst verbotswidrig auf der Straße geraucht. Sie haben Sich dann einen falschen Namen beigelegt. Zuletzt haben Sie gar noch gewagt, mich, einen ehrlichen Mann, auf eine niederträchtige Weise bestechen zu wollen, um mich zu einer Pflichtwidrigkeit, zu einer Schlechtigkeit zu verführen. So haben Sie, fast in einem Athem, dreimal das Gesetz überschritten. Sie sind ein Verbrecher. Ich muß Sie an das Criminalgericht abliefern.“

Er war ein Verbrecher, zuletzt sogar ein recht gemeiner Verbrecher, der einen armen, ehrlichen Beamten durch Bestechung zu einem Dienst=

verbrechen hatte verführen wollen, was nothwendig schimpfliche Cassation zur Folge hatte.

Der Gensdarm mit seinen einfachen, ernsten Worten hatte es ihm so wahr gesagt.

Er war vernichtet. Es war vorbei mit ihm. Er fühlte es.

Er konnte nicht mehr gehen.



Zum Glück kam eine verspätete Drosche von der Leipziger Straße her.

Der Gensdarm rief sie an.

„Molkenmarkt Nr. drei!" sagte der Gensdarm.

Die entsetzlichsten Worte, die man in Berlin hören kann.

Der Rath mußte bitterlich weinen.

Es war zu spät.

Er erkannte Vieles. Auch die Strenge der Gesetze.

Es war zu spät.

Der Gensdarm lieferte ihn am Molkenmarkt Nr. drei in die Gefängnisse der Stadtvoigtei ab.

Am andern Morgen war Conferenz des Justizministeriums.

Sämmtliche Räthe des Ministeriums waren in dem großen Sitzungssaale versammelt.

Der Justizminister trat ein und nahm seinen Platz ein.

„Bevor wir unsere Arbeiten beginnen, meine Herren," sagte er mit seiner gewohnten Höflichkeit, „erlauben Sie mir, den Oberlandesgerichtsrath Hartwig einzuführen. Er wird die Ehre haben, vorläufig als Hülfs-

arbeiter des Ministeriums, fortan gemeinschaftlich mit Ihnen zu wirken. Er ist ein ausgezeichneter junger Mann.“ — Er klingelte, ein Canzleidiener erschien.

„Der Herr Oberlandesgerichtsrath Hartwig. Er wird im Vorzimmer warten.“

Der Canzleidiener entfernte sich und kehrte gleich wieder zurück.

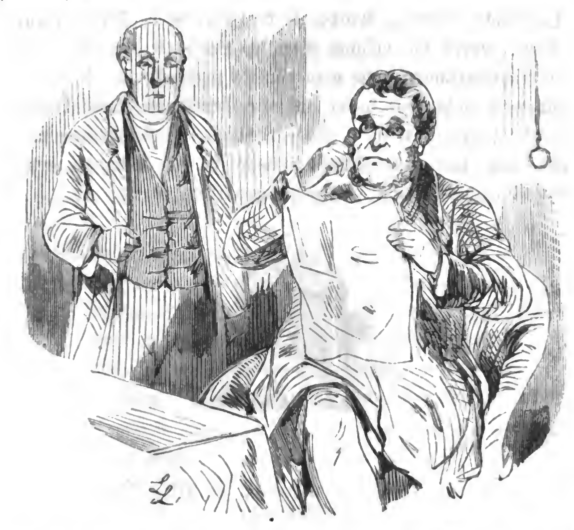
„Der Herr Rath Hartwig ist noch nicht da. Aber in diesem Augenblick bringt ein Bote vom Criminalgericht ein Schreiben an Eure Excellenz.“

Er überreichte dem Minister ein verschlossenes Schreiben.

„Vom Director des Criminalgerichts,“ sagte der Minister.

Er öffnete das Schreiben.

Er las es. Erst leise für sich, dann laut, mit den Zeichen des höchsten Erstaunens und einer leisen Verlegenheit.



„„Ew. Excellenz habe ich eine sehr unangenehme Anzeige zu machen. In der heutigen Nacht ist zu den Gefängnissen der Stadtvoigtei der Oberlandesgerichtsrath Hartwig aus — eingeliefert. Er hat sich mehrfacher Verbrechen schuldig gemacht. Wegen verbotswidrigen Rauchens

auf der Straße von einem Nachtwächter angehalten, hat er sich, um der Strafe zu entgehen, einen falschen Namen beigelegt, und demnächst, in der gleichen Absicht, einen Gensdarmen mit zehn Thalern zu bestechen versucht. Der *rc.* Hartwig sagte mir, daß er als Hülfsarbeiter in dem Ministerium Ew. Excellenz von Hochdenselben heute Morgen acht Uhr in der Conferenz eingeführt werden solle. Ich muß es darum für meine Pflicht erachten, Ew. Excellenz sofort diesen gehorsamsten Bericht zu erstatten, um zugleich ebenmäßig etwa besondere Maßnahmen Hochdenselben anheim zu stellen.""

Der Minister antwortete sofort. Er hatte seine kleine Verlegenheit überwunden.

„Dem Rechte muß selbstverständlich sein voller Lauf gelassen werden. Kann es unter Schonung der Verhältnisse geschehen, so würde mich das befriedigen." —

Der Rath Hartwig wurde zu der gesetzlichen Strafe verurtheilt. Der Sache wurde die möglich wenigste Publicität gegeben. Oeffentliches Gerichtsverfahren hatte man damals noch nicht. —

Ich weiß nicht, was später aus dem ehemaligen Oberlandesgerichtsrath Hartwig geworden ist. Hülfsarbeiter im Justizministerium wurde er nicht, und das neue Strafgesetzbuch für die königlich preußischen Staaten ist auch ohne ihn — strenge geworden.



Ein tragisches Ende.

Eine Criminalgeschichte und doch keine.

I.

Der Schwur der Rache.

In dem großen Hause Molkenmarkt Nr. 3. befanden sich in einem kleinen Zimmer zwei Treppen hoch zwei Personen, ein kleiner runder Mann mit einem rothen Gesichte, und ein langer hagerer Mann mit einem blassen Gesichte.

Das große Haus am Molkenmarkte Nr. 3. zu Berlin ist bekanntlich das Criminalgerichtsgebäude, oder wie der Berliner sagt, das Criminalgericht.

Die Stube, in welcher die beiden Männer sich befanden, war eine Verhörstube des Criminalgerichts. Sie war es. Jetzt giebt es schon seit mehreren Jahren keine Verhörstuben mehr. Das neue öffentliche mündliche Strafverfahren mit einem Staatsanwalte und mit Geschworenen hat auch die Verhörstube mit ihren Inquirenten abgeschafft und dafür Instruktionszimmer mit einem Instruktionsrichter eingeführt, in denen übrigens genau so verfahren wird, wie in den Verhörstuben des alten schriftlichen Inquisitionsprocesses.

Der kleine runde Herr mit dem rothen Gesichte war der Inquirent der Verhörstube, der Criminalgerichtsrath, oder wie seine Untergebenen zu ihm sagen mußten, Stadtgerichtsrath Pannemann.

Der lange hagere Mann mit dem blassen Gesichte war sein Criminalprotokollführer Köpke.

Der Criminalgerichtsrath war so eben in die Verhörstube einge-



treten, hatte Hut und Stock und Handschuhe abgelegt und sich an seinen Arbeitstisch begeben. Auf diesem lagen, musterhaft geordnet, seine Arbeiten für den heutigen Tag; auf der einen Seite die Acten, in denen zu decretiren, auf der andern die, in denen zu inquiriren war. Köpke hatte sie so musterhaft geordnet, er hatte auch, wie immer, noch mehr gethan. Die „Decernenda“ hatte er schon „abdecretirt“; der Rath mußte nur seinen Namen darunterschreiben; ob er sie auch durchlesen wollte, stand in seinem Belieben. In den „Terminacten“ hatte der fleißige Protokollführer die Protokolle schon fertig gemacht. Der Rath mußte nur noch die vernommenen Personen wieder vorkommen, ihnen die Protokolle vorlesen lassen, und sie befragen, ob es so richtig sei.

Dies war indeß nicht in allen Sachen so. Denn, wie gesagt, hatte der Criminalgerichtsrath die wichtigeren sich zur eigenen Bearbeitung vorbehalten. Köpke mußte sie ihm oben auf legen.

Der Criminalgerichtsrath Pannemann besah zuerst das Actenstück, das oben auf den Terminsacten lag, also muthmaßlich zu seiner eigenen Bearbeitung stand. Er wurde überrascht, und zwar angenehm überrascht.

„Pieprītz?“ rief er. — „Pieprītz!“ sagte der Protokollführer Köpke. — „Und bestätigt?“

„Bestätigt.“

„Gottlob, Gottlob! Köpke, klingeln Sie.“

Ueber dem Arbeitstische hing eine Schnur, die zu einer Klingel in den Verhörgängen führte. Köpke zog dreimal die Schnur. Die Verhörstube führte in dem Gange, an dem sie lag, die Nummer drei. Ein Criminalgerichtsdiener trat ein. — „Den Pieprītz,“ befahl der Criminalgerichtsrath. — „Zu Befehl, Herr Stadtgerichtsrath.“ Der Diener ging zurück.



Der Criminalgerichtsrath war so freudig aufgeregt, daß er keine Acten weiter ansehen konnte. Er ging in der kleinen Stube auf und ab.

Der Protokollführer faltete einen Bogen Papier und schrieb den Eingang ins Protokoll darauf.

„Köpke!“ sagte der Rath wichtig und vergnügt, „ich bin recht neugierig.“

Köpke nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er es glaube.

Er war mit Schreiben beschäftigt, und der Rath, der selbst gern viel sprach, hatte nicht gern, wenn Andere sprachen.

„Der wird Augen machen, Köpke.“ — Köpke nickte.

„Es hat mir auch Mühe genug gekostet. Was habe ich dem Kerl



zusetzen müssen.“ — Köpke nickte wieder. „Warum antworten Sie mir nicht, Köpke.“

„Ja, er war sehr zähe,“ sagte Köpke mit einer melancholischen Stimme.

„Ich habe ihn dennoch zur Ueberführung gebracht. Indicium auf Indicium, alle so fein, so delicat — der Rath schnalzte mit der Zunge — und doch so fest. Ich umstrickte ihn damit, wie einen Aal in einem Fischernetze. Ja, ja, ein glatter Aal war der Kerl; aber ich bin ihm doch Meister geworden. — Soll ich Ihnen die Wahrheit sagen, Köpke?“

„Ja, Herr Stadtgerichtsrath.“

„So recht habe ich selbst an die Schuld des Menschen nicht geglaubt.“

„Ich auch nicht, Herr Stadtgerichtsrath.“

„Aber sehen Sie, Köpke, er ist ein so alter und so oft bestrafter Dieb und hat so oft gestohlen, ohne daß er bestraft ist. Ist er hier auch unschuldig, so hat er durch hundert andere Verbrechen die Strafe doppelt, dreifach verdient.“ — Köpke nickte.

„Und ein Exempel mußte an ihm statuirt werden, und darum gab

ich mir auch so viele Mühe mit dem Menschen; ich selbst. Und Gottlob, ich hatte die Genugthuung, daß das Criminalgericht meinen Indicienbeweis für genügend annahm und ihn verurtheilte und jetzt hat es auch der Ober-Appellationssenat bestätigt. — Funfzehn Jahre! Und gar mit Besserungsdetention! Eine lange Zeit! Er wird sich verwundern. Ich bin recht neugierig.

Die Thür ging auf. Der Criminalgerichtsbote führte einen Gefangenen herein.

Der Criminalgefangene Pieprits war in den vierziger Jahren, ein kleiner schmächtiger Mensch, mit einem eingefallenen erdfahlen Gesichte und mit verschleierten, eidechsenartig schillernden Spitzbubenaugen. Er hatte seit seinem zwölften Jahre die meiste Zeit seines Lebens im Untersuchungsarrest und in Zuchthäusern zugebracht.

Er trat mit einem langsamen, ruhigen Wesen und einem unbeweglichen Gesichte in die Verhörstube. Ob er Jemanden darin ansah, ob er etwas darin suchte, ob er überhaupt nur auf irgend etwas achtete, konnte man bei den völlig verschleierten Augen nicht sehen. Nur einen stillen Trotz konnte man an ihm bemerken.

Der Criminalgerichtsrath redete ihn an. Mit den ersten Worten amtlich ernst; bald konnte er aber seine vergnügte Stimmung nicht mehr verbergen.

Pieprits, Dein zweites Urtel ist gekommen. Es soll Dir publicirt werden. Was meinst Du wohl, wie es ausgefallen ist?

Der Gefangene schwieg trotzig.

Du sagst nichts, Pieprits? Du hast wohl eine Ahnung?

Der Gefangene antwortete mit jener heiseren Stimme des Schnapses aus früherer, und der Gefängnißluft aus späterer Zeit:

Wenn es nach Recht und Gerechtigkeit geht, Herr Criminalrath, so bin ich freigesprochen.

„Wenn es nun nicht so wäre, bester Pieprits?“

Der Criminalgerichtsrath war von Herzen ein grundguter Mensch, dem es auch wahrlich an Gerechtigkeitsgefühl nicht fehlte. Aber die lange Gewohnheit des Inquirirens hatte namentlich in zweierlei Weise eigenthümlich auf ihn eingewirkt. Einerseits ergriff ihn gerade vermöge seines Gerechtigkeitsgefühls gegenüber den strengbindenden Vorschriften der Criminalordnung über den Beweis, durch den es den Verbrechern so

sehr leicht gemacht war, „sich durchzulügen", manchmal ein zäher Eigensinn, gleichsam eine stille Wuth, den leugnenden Verbrecher zu überführen, durch Indicien über Indicien „den frechen Lügner" wie einen „glatten Aal" zu umstricken und zu fangen. Andererseits, wenn er endlich seinen Zweck erreicht hatte, so bestand seine hauptsächlichste Freude darin, mit dem armen überführten Inquisiten wie die Katze mit der Maus zu spielen.

„Aber wenn es nun nicht so wäre, bester Pieritz?" sagte der Criminalgerichtsrath.

„Herr Criminalrath, noch gibt es in Preußen Gesetze und gerechte Richter."

„Du könntest Dich doch irren, guter Pieritz."

„Da drinnen, Herr Criminalrath?"

„In Deiner Freisprechung."

„Na, lassen Sie hören."

„Dein erstes Urtel ist lediglich bestätigt worden."

„Lassen Sie es mir vorlesen, wie es Vorschrift ist," sagte trotzig der Gefangene.

Der Rath mußte vorlesen.

„In der Criminaluntersuchungssache gegen den Arbeitsmann Leonhard Friedrich Wilhelm Piepritz aus Berlin, hat der Ober-Appellationssenat des Kammergerichts den Acten gemäß für Recht erkannt, daß das Erkenntniß des Criminalgerichts zu Berlin vom 3. März 18— lediglich dahin zu bestätigen, daß der Inquisit Leonhard Friedrich Wilhelm Piepritz wegen zweiten gewaltsamen und zugleich dritten Diebstahles außerordentlich mit funfzehn Jahren Strafarbeit und Detention in der Strafanstalt bis zu seiner nachgewiesenen Besserung zu bestrafen ist. Von Rechts wegen" —

Damals dachte man bei der Strafe noch an Besserung des Verbrechers. Jetzt ist Alles „absolute Strafrechtstheorie."

Der Gefangene hatte der Vorlesung mit seinem ganzen unbeweglichen Trotze zugehört.

„Soll ich Dir auch die Entscheidungsgründe vorlesen?" fragte der Criminalrath. „Du kannst es nach dem Gesetze verlangen?"

„Incommodiren Sie sich nicht, Herr Rath." „Ich weiß doch, daß ich meine Strafe nur Ihnen zu verdanken habe."

Der Rath rieb sich die Hände.

„Ja, ja, Freund Pieprig, Du warst klug, recht klug, aber —“

„Aber wir sprechen uns wieder, Herr Criminalrath.“ „Funfzehn Jahre sind zwar eine lange Zeit.“

„Ja, ja, eine recht lange Zeit!“

„Aber sie gehen vorüber, Herr Criminalrath.“

„Und vergiß auch die Besserungsdetention nicht, bester Pieprig.“



„O, Herr Criminalrath, was die anbetrifft, so werde ich vom ersten Tage an im Zuchthause mich so bessern, daß ich keine Stunde länger sitzen muß, als meine funfzehn Jahre. Und wissen Sie auch, warum, bester Herr Criminalrath? Um genau nach funfzehn Jahren mit Ihnen wieder sprechen und Ihnen dafür danken zu können, daß ich so lange Zeit im Zuchthause mich habe bessern müssen.“

Der Mensch hatte, während er diese Worte mit seinem vollen ruhigen Trotze drohend sprach, die verschleierten Augen weit geöffnet. Es waren ein paar große hellgrüne Augen. Sie schossen Blitze auf den Criminalgerichtsrath.

Der arme Rath sah sie vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Er mußte sich den Angstschweiß von der Stirn wischen.

„Köpke, haben Sie das Protokoll fertig?“ fragte er.

Köpke hatte das Protokoll fertig. Er las es dem Inquisiten vor. Der Inquisit unterschrieb es ruhig.

Dann erhielt der Gerichtsdiener einen Wink, ihn abzuführen.

Aber in der Thür drehte sich der Gefangene noch einmal um.

„Ich komme nach Spandau, Herr Criminalrath?“

„Als schwerer Verbrecher,“ ja.

„Und wann werde ich abgeführt?“

„Morgen.“



„Also morgen über funfzehn Jahren, Herr Criminalrath! Vergessen Sie mich nicht!“

Er verließ das Zimmer.

„Das ist ein gefährlicher Mensch, Köpke,“ sagte der Criminalrath. „Funfzehn Jahre sind Gottlob lange Zeit!“

Köpke nickte mit dem Kopfe.

Dem Criminalgerichtsrath aber war der Schreck in die Beine gefahren. Er mußte sich auf seinen Stuhl setzen und lange ausruhen, bevor er seine Arbeit wieder beginnen konnte.

Der Gefangene wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Er hatte bisher allein darin gesessen. Bei seiner Rückkehr traf er einen Mitgefangenen.

Es war ein kleiner, verwachsener, sehr häßlicher Mensch, der aber gewandt aussah und außerodentlich listige Augen hatte.

Der Gefangene Pieprit kannte ihn nicht. Er betrachtete ihn eine Weile aufmerksam. Dann redete er ihn an:

„Wie heißen Sie?“

„Friedrich Schulze ist mein Name.“

„Mir unbekannt. Sind Sie schon öfter hier gewesen?“

„Es ist das erste Mal.“

Pieprit sah Friedrich Schulz mit einiger Geringschätzung an.

„Weshalb sitzen Sie?“

„Ich soll einen Bauern um zehn Silbergroschen betrogen haben.“

Pieprit sah den Menschen mit ungemeiner Verachtung an.

„Darum!“

Dann schien ihm ein Gedanke gekommen zu sein.

„Höre er mal, Er wird hier nicht lange sitzen.“

„Meinen Sie?“

„Unterbreche Er mich nicht. Höchstens vierzehn Tage, und wenn Er sogleich zugesteht, kaum acht Tage.“

„Sie rathen mir zum Geständniß?“ fragte verwundert Friedrich Schulz.

„Was ist daran gelegen, ob so ein Lump, der nur Bauern betrügen kann, ein Geständniß ablegt oder nicht. Einen zweiten oder dritten Betrug giebt es ja nicht, und also immer nur drei bis vier Wochen Gefängniß. Aber Er kennt mich?“

„Sie sind der Leonhard Pieprit?“

„Ja, der bin ich,“ sagte der Dieb stolz, „und ich habe Ihm einen Auftrag zu geben. In acht oder vierzehn Tagen wird Er, wie ich sage, frei kommen. Dann gehe Er zu meiner Frau, Mulacksgasse Nummer dreizehn, vier Treppen auf dem zweiten Hofe, nach hinten, und sage Er ihr, daß ich funfzehn Jahre bekommen hätte“ —

„Funfzehn Jahre!“ rief Friedrich Schulz.

„Na, falle Er nur nicht in Ohnmacht. Er wird in seinem Leben keinen zweiten gewaltsamen und zugleich dritten Diebstahl begehen. Aber unterbreche Er mich nicht wieder und höre Er zu, Er geht also zu

meiner Frau und sagt ihr das, und zugleich sagt Er ihr, sie solle recht bald nach Spandau kommen und mir Taback bringen. Hat Er verstanden?

„Ja, Herr Piepritz."

„Und nun scheere Er sich in seine Ecke dort."

Der Aristokrat macht sich nirgends mit dem Proletarier gemein.

Am andern Tage wurde Leonhard Piepritz zur Verbüßung seiner funfzehnjährigen Strafarbeit zum Zuchthause in Spandau transportirt.

II.

Die Rückkehr des Rächers.

Genau funfzehn Jahre und ein Tag waren seit jener Urtelspublication verflossen.

Auf der breiten Chaussee, die von Charlottenburg durch den Thiergarten nach Berlin führt, ging ein Wanderer dem Brandenburger Thore zu.

Er ging allein. Es war ein schmächtiger, blasser Mensch. Das blasse Gesicht war aufgedunsen; der übrige Körper war klapperdürr. Er war bekleidet mit langen Beinkleidern und kurzer Jacke, beide von grauem Zwillich. Auf dem Kopfe trug er eine alte Mütze, deren Farbe nicht mehr zu erkennen war, in der Hand einen Stock.

Ein Berliner, der ihn sah, erkannte leicht in ihm einen aus dem Zuchthause zu Spandau entlassenen Sträfling.

Piepritz hatte seine funfzehnjährige Strafarbeit in dem Zuchthause zu Spandau verbüßt. Er hatte auch während seiner ganzen Strafzeit sich ruhig und der Hausordnung gemäß betragen und täglich unverdrossen sein Pensum Wolle abgespult. So konnte er, ohne daß es einer Nachdetention zu seiner Besserung bedurfte, mit dem Ablauf des Tages seiner Strafarbeit, auch als gebessert entlassen werden. Er war heute entlassen. Er war auf dem Rückwege nach Berlin, nach Hause.

Funfzehn Jahre sind eine lange Zeit. Der Criminalgerichtsrath Pannemann hatte es gesagt. Leonhard Piepritz hatte es erfahren. Die

Zeit kommt Einem noch einmal so lang vor, wenn man nach funfzehn Jahren vor den Thoren seiner Heimath steht, in der man eine Frau, Kinder, Freunde und Bekannte zurückgelassen, von denen Allen man in langen Jahren nichts erfahren hat. So war es dem Sträfling Piepritz in Spandau ergangen.

In den ganzen funfzehn Jahren war er keinen Tag, keine Stunde aus den Mauern des Zuchthauses zu Spandau gekommen, hatte er von seiner Familie und von seinen Freunden nichts gesehen und nichts gehört. Weder war seine Frau selbst gekommen, um ihm Taback zu bringen, noch war sonst Jemand im Zuchthause gewesen, der ihm Nachricht von ihr und seinen Kindern gebracht hatte. In der ersten Zeit seiner Haft waren zwar noch Sträflinge aus Berlin in das Zuchthaus zu Spandau eingeliefert; sie hatten aber von den Seinigen nichts gewußt. Späterhin war die Strafanstalt zu Moabit bei Berlin für die schweren Berliner Verbrecher eingerichtet, und die leichteren wurden nach Brandenburg, nach Sonnenburg oder nach der Lichtenburg gebracht. Nach Spandau kam keiner mehr. In Spandau blieb nur der alte Stamm aus der früheren Zeit, der mehr und mehr ausstarb.

So war er auch ohne Kunde von dem geblieben, was sich während seiner langen Haft außerhalb seiner Familie in der Welt zugetragen hatte. Im Ganzen bekümmerte ihn das freilich wenig. Doch hatte Einzelnes näheren Bezug auf ihn, und darauf hatte er denn sehr angelegentlich geachtet. Dazu gehörte namentlich die Nachricht, daß im Jahre 1848 eine Revolution in Berlin war, welche die Gensdarmerie abgeschafft und dafür eine Bürgerwehr und Schutzmänner, die man auch Constabler nenne, eingeführt habe, beide aus Bürgern und anderen geborenen Kindern Berlins bestehend. Besonders war ihm dabei gesagt, daß die Schutzmänner sehr freundliche Menschen seien, die runde Hüte trügen, wie ein Lord vom Mühlendamm oder ein Geheimrath aus dem Geheimrathsviertel, und den Leuten auf der Straße auf ihre Anfragen sehr höflich Bescheid geben und ihnen Platz machen oder ihnen sonst in ihren Angelegenheiten mit Rath und That an die Hand gehen müßten. Von den Gensdarmen, die das Einbrechen und Stehlen hinderten, hatte er stets einen großen Respect gehabt. Aber vor den Bürgern und anderen Einwohnern Berlins, die sich so oft hatten bestehlen lassen! —



Pah, sagte er, jetzt kann man ja am hellem Tage in der Leipziger Straße einbrechen.

Seine Nachrichten, die er erhalten hatte, reichten übrigens nur bis in das Jahr 1848. Seitdem aber war kein neuer Sträfling nach Spandau gekommen, und außer den Sträflingen sah er dort nur die Aufseher, die mit ihm über solche Sachen nicht sprachen. —

Es war ein heller, warmer Sommernachmittag, als er auf der Charlottenburger Chaussee durch den Thiergarten dem Brandenburger Thore zuging. Zu beiden Seiten der Chaussee grünte der Wald so lustig, so dunkel, so duftig. An den Spalieren des großen Sterns blüheten bunte Blumen. Tausende von Spazierenden zu Fuße, zu Pferde, zu Wagen durchzogen die Chaussee, den großen Stern, den kleinen Stern, die schattigen Alleen, die zu beiden Seiten der Chaussee in den Wald führten. Alle waren so heiter, so fröhlich, wie der helle Sommernachmittag.

Der entlassene Sträfling achtete auf das Alles nicht. Sein Sinn war nur auf Berlin gerichtet. Was sollte er auch im Thiergarten, zumal mit seinen arristokratischen Gesinnungen? Er gab sich nur mit Einbrüchen ab; ein Taschendieb war ihm noch verächtlich, und höchstens ein elender Taschendiebstahl ließ unter den Spaziergängern sich machen. Nur manchmal sah er sich um, ob er unter den Leuten nicht irgend einen Bekannten finde. Und das hatte folgenden Grund.

Bei seiner Entlassung aus dem Zuchthause hatte er das vorschriftsmäßige Reisegeld zum Betrage von einem Silbergroschen und drei Pfennigen erhalten. Nahe vor den Mauern des Zuchthauses war er an einem Bäckerladen vorbeigekommen, auf welchem frisch gebackene Semmel weiß und duftend auslagen. Seit funfzehn Jahren hatte er nichts als schwarzes, grobes, saures Commisbrod gesehen. Ein süßes Verlangen bemächtigte sich seiner und er kaufte sich für sein ganzes Geld die weißen schönen Semmel. Er dachte an seine Familie, von der er seit funfzehn Jahren kein Wort vernommen hatte. Er hatte sie frisch und gesund verlassen; seine Frau in ihrem besten Alter; seine Kinder, zwei Mädchen von fünf und drei Jahren, blühend und munter. Lebten sie noch? Was machten sie? Wo waren sie? Seine Frau hatte ihm den Taback nicht geschickt, warum nicht? Er dachte an den Criminalgerichtsrath Pannemann, dem er die langwierige erlittene Haft zu ver-

danken hatte. Lebte der noch? War er noch im Amte? Dachte er noch an ihn?

Er erreichte den Platz vor dem Brandenburger Thore. Auch hier Alles wie sonst. Die Droschken, Fiacres und Charlottenburger an der Mauer; Spaziergänger und müssige Schauer überall, Bürger wie Soldaten, der alte Invalide mit dem Leierkasten; ein Meerschweinchen und Panorama.

Ein Neues war da, was er früher nicht bemerkt hatte, ein Affe, ein hübsches, zierliches, behendes Ding in rothem Jäckchen und mit weißem Federhut, der allerlei Sprünge und Künste machte.



Aber der Sträfling stutzte, als er den Führer des Affen sah, einen kleinen, verwachsenen, häßlichen Menschen, der viele Aehnlichkeit mit dem Affen hatte.

Den Menschen muß ich schon gesehen haben! Ist es nicht der Bauernbetrüger Friedrich Schulz, dem ich die Bestellung wegen des Tabacks an meine Frau aufgetragen hatte? Der Kerl sieht zwar nicht mehr schäbig aus, wie damals; sein Rock ist ganz und er hat gar ein vornehmes Gesicht, und wahrhaftig, er spricht ein Kauderwelsch, als wenn er ein Franzose oder Italiener wäre. Aber dennoch! — Ich muß es wissen.

Unter den Spazierenden waren ihm eine Menge ernster Männer in blauen bürgerlichen Ueberröcken, einen Soldatenhelm auf dem Kopfe, aufgefallen; sie zogen überall zwischen den Leuten umher. Vor funfzehn Jahren waren sie noch nicht dagewesen. Er hatte auch später nichts von ihnen gehört. Plötzlich besann er sich auf die Bürgerwehr.

Richtig, so wird es sein. Sie sind von der Bürgerwehr, die da drinnen die Thorwache hat.

Er combinirte weiter. Sie kommen also oft hierhier, und müssen also den Affenführer kennen, der gewiß eben so gut seinen festen Stand hier haben wird, wie der Invalide mit seinem Leierkasten.

Er redete einen der Männer an.

„Entschuldigen Sie, ich sehe hier noch immer den unsterblichen Invaliden mit seinem Leierkasten."

„Was wollen Sie damit sagen?" versetzte gemessen der Mann in dem blauen Ueberrocke und dem Helme.

„Nichts. Aber ich wollte Sie nur fragen, ob der Affe da auch ein Berliner Kind ist?"

„Höre Er!"

„Und täglich hierher kommt? Das heißt mit seinem Führer."

„Affen ohne Führer werden hier nicht geduldet."

„Auch keine Maulaffen?"

„Wenn Er sich nicht im Augenblick fortmacht, so werde ich Ihn arretiren."

„Oho, dazu ist die Bürgerwehr nicht da."

„Schutzmann Kaiser!" rief der Mann mit dem Helme einem der andern behelmten Männer zu. „Kommen sie mal her."

Da ging dem Sträfling ein Licht auf.

Also das ist ein Schutzmann, und so sind die Schutzmänner.

Er verlor sich in der Menge, ehe die Schutzmänner sich wieder nach ihm umsahen und setzte seinen Weg in die Stadt fort. Als er unter der stolzen Victoria durchgegangen war, sah er freilich, daß er auch in Betreff der Thorwache sich geirrt hatte. Die Alexander-Grenadiere hatten sie noch ganz wie sonst, sie standen nur hinter hohen eisernen Gittern.

Seine Wohnung war in der Mulacksgasse. Dort war sie wenigstens vor funfzehn Jahren gewesen. War sie noch dort? Er wußte es nicht. Er mußte es versuchen.

Das Haus No. 13, in dem er gewohnt hatte, war noch da. Auch die beiden Höfe noch, und im zweiten Hofe die vier schmalen, dunklen Treppen, die zu seinen zwei Stuben geführt hatten.

Er klopfte an die Thüre.

Drinnen in der Stube regte sich etwas, langsam, schwerfällig. Die Thüre wurde aufgemacht.

Eine dicke, feuerrothe Frauengestalt stand vor dem Sträfling.



„Grundgerechter Gott! Hole der Teufel Dich alten Esel."

So rief die dicke feuerrothe Frau und wollte dem Sträfling die Thüre vor der Nase zu schlagen.

Aber er hatte seine Frau erkannt. Er war zu Hause, und in seinem eigenen Hause ließ er sich die Thüre nicht vor der Nase zuschlagen. Er drang mit der Frau in die Stube.

Und nun lebte auch auf einmal — leider muß es gesagt werden, jener russische Sinn in ihm auf. Er lenkte die ersten Schritte in seinem Hause nach fünfzehnjähriger Trennung nach dem alten Wandschranke, in welchem die Flasche stehen mußte. Sie stand noch da, halb gefüllt. Ein „kühner Griff", ein herzhafter Zug und sie war geleert bis auf den letzten Tropfen.

Die dicke Frau kreischte, heulte, schimpfte. „Spitzbube, Räuber! Mein sauer erworbenes Gut. Ja, es ist eine Schande für mich, einen solchen Mann zu haben; ließest Dich von so einem dummen Inquirenten herumkriegen! Keinen von Deinen Kameraden konnten sie mehr überführen. Daher hat die Regierung auch zuletzt diese Inquirenten abgeschafft und dafür die Staatsanwälte mit ihren Geschworenen eingeführt!

Leonhardt Piepritz war, nachdem er seine Wohnung und seine Frau wiedergefunden, sentimental geworden.

„Höre, Gattin, auf den Inquirenten kommen wir nachher. Sprechen wir jetzt von Familiensachen. Wo sind unsere Kinder?"

„Aus der ältesten, brummte die Frau, der Dörthe, ist nichts geworden. Sie dient als Mädchen für Alles."

„Hm, hm, ein Mädchen für Alles ist hier nichts. Aber weiter, die Lotte?"

„Die Person? Sie ist eine vornehme Dame geworden, hat seidene Kleider und seidene Kissen auf dem Sopha und silberne Messer und Gabel. Aber ich darf ihr nicht mehr vor die Augen kommen, der hoch=



müthigen Person, und ihre eigene Mutter läßt das Rabenkind verhungern."

„Ja, ja, so geht es wohl in der Welt. Aber verhungerst bist Du noch nicht."

„Das verdanke ich — die Frau sprach es doch etwas zögernd — einem braven Freunde, der in meiner Noth sich meiner angenommen hat."

„So? Und wer ist dieser brave Freund?"

Man sah es der Frau an, daß sie sich plötzlich einen frechen Muth zusammengesucht hatte.

„Schlechter Mensch," rief sie, „nach Deinem dritten Kinde hast Du Dich noch mit keinem Worte erkundigt."

Der Sträfling war wie aus den Wolken gefallen.

„Ein drittes Kind hätte ich?"

„Nun ja, unser Jüngstes, unser Sohn, der kleine Leonard — Aber was verwunderst Du Dich denn? Es ist ein allerliebster Junge geworden, der seine arme Mutter nicht im Stiche gelassen hat, und dem sie ihre Ernährung, ihr Alles verdankt."

Sie horchte nach der Thür und Treppe hin, als wenn sie dort etwas höre. Sie wurde unruhig.

In der That kam etwas die Treppe herauf, mit behenden, raschen Schritten.

Rasch wurde auch die Thür aufgerissen, und es erschienen darin zwei lebende Wesen, ein kleiner, verwachsener, häßlicher Mensch und ein zierlicher, behender Affe in rothem Jäckchen und weißem Federhut.

„Alle Donnerwetter!" rief der Sträfling.

Er erkannte den Affen und den Affenführer von dem Platze vor dem Brandenburger Thore.

Er erkannte aber aber auch noch mehr.

„Ha, Weib, ist das der brave Freund, der in Deiner Noth sich Deiner angenommen hat?"

„Nun ja."

„Um dessenwillen ich keinen Tabak erhalten habe?"

„Er hat mich ernährt, für die Sträflinge muß der Staat sorgen."

„Dieser Elende, der nur den Muth hat, einen dummen Bauer um ein paar Sechser zu prellen; der sein unwürdiges Dasein nur durch Heldenthaten fristet, die ihm vierzehn Tage einbringen; der in Ohnmacht

fällt, wenn er von einem ehrlichen Einbruche und von fünfzehn Jahren Zuchthaus hört! Weib, einem solchen schäbigen, buckligen Schufte, der eher einem Affen wie einem Menschen ähnlich sieht, ihm konntest Du mich zum Opfer bringen, ihm konntest Du meine Kinder anvertrauen, und Dich selbst, Du ehrvergessene Gattin?"

Dann wandte er sich an den Affenführer.

„Und Du miserabler, buckliger Friedrich Schulz, der Du jetzt nicht einmal mehr den Muth zu Deinen elenden Betrügereien hast und ein gemeiner Italiener und Affenführer geworden bist, hast Du denn nie an meine Rache gedacht?"

Der Affenführer Friedrich Schulz schien ein sehr gutmüthiger Mensch zu sein.

„Lieber Herr Piepritz," sagte er wehmüthig, wenn Sie wüßten, daß nach dem neuen Strafgesetzbuche der Betrug im Rückfalle gerade so schwer bestraft wird, wie der Diebstahl, so würden Sie nicht so mit mir sprechen."

Der Sträfling war aufmerksam geworden.

„Ein neues Strafgesetzbuch? Gilt denn das alte Landrecht nicht mehr?"

„Ist abgeschafft."

„Und wie wird jetzt der dritte gewaltsame und zugleich vierte Diebstahl außerordentlich bestraft?"

Friedrich Schulze lachte.

„Wir haben jetzt keinen gewaltsamen Diebstahl mehr und keinen dritten und keinen vierten — es ist Alles nur Rückfall — und keine außerordentliche Strafe und nichts von dem alten Kram mehr."

Der Sträfling wurde sehr nachdenklich.

„Kennst Du das neue Strafgesetzbuch, Friedrich Schulz?"

„Was die Capitel von Betrug und Diebstahl betrifft, in und auswendig."

„Du kannst vor der Hand hier bleiben."

„Ohne Gefahr?"

„Wenn ich Dich aus dem Fenster werfen will, werde ich es Dir früh genug vorher anzeigen."

Der Friede war geschlossen.

Darüber ergab sich eine possirliche Scene.

Der Affe, der mit Friedrich Schulz gekommen war, hatte sich zuerst, bei dem Anblicke des fremden Mannes, etwas scheu hinter die Thür zurückgezogen. Von dort hatte er dann mit seinen klugen Augen sehr aufmerksam den Gang des Gesprächs verfolgt.

Auf einmal sprang er laut lachend hervor.



„Eine rührende Familienscene!" rief er. „Mutter, das ist wohl der Alte aus dem Zuchthause, von dem Du uns zuweilen erzählt hast?"

Im ersten Augenblicke hatte der entlassene Sträfling Leonhard Friedrich Wilhelm Pieprit über den lachenden und sprechenden Affen sich erschrocken.

Dann aber kam er bald zu der richtigen Erkenntniß, und ergab sich mit großer Resignation in das Erkannte. Er hatte heute schon so viel erkannt, und fünfzehn Jahre Zuchthaus sind eine vortreffliche Schule der praktischen Philosophie.

„Ach, ach," sagte er. „Der Bursch ist also wirklich ein Berliner Kind, und gar mein — Höre, Gattin, ist dieser Affe vielleicht jener allerliebster Junge, unser drittes Kind?"

„Du hast es getroffen, lieber Pieprit."

„So, so! Wirklich ein charmanter junger Mensch! Und so verständig! Andere junge Menschen werden Affen und er wird aus einem

Affen ein Mensch. Das ist lobenswerth. Nur etwas zurückgeblieben ist er für sein Alter. Nun, auch sein Führer ist ein schwächliches Wesen. — — —

So wurde der Sträfling Leonhard Piepritz nach fünfzehnjähriger Abwesenheit in seiner Wohnung und von seiner Familie empfangen.

Aber der Empfang hatte plötzlich einen Gedanken in ihm erweckt, einen Gedanken, der ihm freilich in den fünfzehn Jahren selten aus dem Sinn gekommen sein mochte.

„Ein hübsches Metier," sagte er, „das Ihr den Jungen habt ergreifen lassen."

„O ja," erwiderte Friedrich Schulz. „Es kommen hier so viele ausgekleidete Türken, Araber, Azteken, Armenier und andere Wilde an, die sogar mit dem alten Humboldt in der Oranienburgerstraße ihr Wildsch sprechen konnten; und es ziehen jährlich so viele echte Berliner Kinder als Tyroler und Steyerische Natursänger, als Russische Grafen und dergleichen weiter in der Welt umher, daß wir auf den Gedanken kamen, der Junge da könne als Affe sein Glück machen. Anlagen hatte er dazu —

„Und auch ein ganz convenables Aeußere," fiel der Sträfling ein.

„So machten wir denn, daß wir zu einem echten Affenfell kamen. Der Kleine mußte aus dem zoologischen Garten einen Affen von seiner Größe stehlen."

Der Sträfling gerieth in lebhafte Freude.



„Was? Der Junge selbst?“

„Wie ich sage.“

Friedrich Schulz fuhr fort.

„Wir ließen ihm dann ein Jäckchen und einen Federhut machen. Die Natur der Affen hatte der Kleine schon im zoologischen Garten studirt. Ach, Herr Pieprítz, Sie glauben nicht, wie diese wilden Thiere dort die Berliner Jugend bilden. — Ich selbst wurde darauf ein Italiener und seitdem gehen wir auf den Platz vor dem Brandenburger Thor, wo er neben dem alten Invaliden mit dem Leierkasten seine Kunststücke macht. Es ist ein recht hübscher Verdienst. Nur leider im Winter nicht. Dann muß man sich in anderer Art zu helfen suchen.“

„In welcher Art helft Ihr Euch denn?“

Der Affe nahm selbst das Wort.

„Im Winter,“ sagte er lachend, gehe ick vor's Hallische Thor und lasse mir bessern.“

„Du stiehlst also auch andere Sachen, als Affen, Bursch?“

„Wie sich's trifft.“

Die Augen des Sträflings leuchteten wie von stolzer Vaterfreude.

„Du bist ja ein capitaler Kerl. Mit Dir wird man etwas machen können. — Aber nun zur Sache. Lebt der Criminalrath Pannemann noch?“

„Er lebt noch.“

„Noch im Amte?“

„Er hat seinen Abschied genommen. Er konnte sich in die neumodischen Geschworenengerichte nicht finden.“

„Wie geht es ihm sonst?“

„Ganz gut. Er wohnt noch in seinem alten Hause in der Köpnickerstraße, hat eine gute Pension, ist sehr geizig geworden und hütet mit seinem Affen seine Schätze.“

„Mit seinem Affen? Das wollte ich wissen. Er hat also seinen Affen noch?“

„Sie kennen diese alte Liebhaberei des Mannes?“

„Halb Berlin kannte sie schon vor fünfundzwanzig Jahren. Darum fragte ich ja so genau nach dem Jungen hier.“

„Was haben Sie vor, Herr Pieprítz?“

Der Sträfling wurde wieder sentimental.

„Dieser Mensch,“ sagte er, „hat durch seine Tücke und Listen mich unglücklich gemacht. Ihm allein habe ich es zu verdanken, daß ich die schönste Zeit meines Lebens im dumpfen, feuchten, entehrenden Kerker habe zubringen müssen. Ich habe ihm Rache geschworen. Ein ehrlicher Kerl hält seinen Schwur. — Friedrich Schulz, was hat der Junge heute als Affe verdient? Rücke heraus damit! Frau, hole dafür Braten und saure Gurken und süßen Kümmel und bei Tafel werden wir überlegen.

III.

Die Vorbereitungen zur Rache.

Les anciens militaires finissent par radoter, sagt Friedrich der Große. Der große König muß es verantworten, wenn es nicht wahr ist. Er hat ja ohnehin schon genug zu verantworten — — — — — Und andererseits kann ihm das Preßgesetz nicht beikommen.



Von den alten Criminalisten sagt man, daß sie zuletzt tiefsinnig und meist menschenfeindlich und menschenscheu, dabei zänkisch, boshaft, Plagegeister für ihre Umgebung werden. Ein finsterer criminalistischer Geist gehe mit ihnen überall, schlafe mit ihnen, stehe mit ihnen auf, esse und trinke mit ihnen. Ein verzweifeltes Verhängniß! Der Verbrecher wird nach einer philosophischen Anschauung durch die erlittene Strafe gereinigt, gesühnt. In den alten Criminalrichter, der ihm die Strafe auferlegt hat, zöge der Fluch hinein! So werfen Italienische Banditen auf stürmender See den Mönch, nachdem sie ihm ihre Sünden gebeichtet und von ihm die Absolution erhalten haben, als einzigen im Schiffe noch vorhandenen, den Sturm des Himmels provocirenden Sündenbock, gemüthlich über Bord.

Es giebt indeß auch alte Criminalisten, die anders sind.

Zu ihnen gehörte der Criminalgerichtsrath Pannemann in Berlin.

Er war immer ein braver, treuer und thätiger Beamter gewesen, auch ein gerechter Richter.

War er auch kein großer Geist, so war zu jener Zeit auch in Preußen die Criminalrechtspflege eine sehr einfache. Die Wissenschaft hatte zwar schon angefangen, das einfache Recht und Rechtsbewußtsein zu verlassen und absolute philosophische Systeme aufzustellen, nach denen Ein Fall wie der andere, trotz aller menschlichen und moralischen Verschiedenheit jedes einzelnen, beurtheilt und nur durch abstrakte logische Haarspaltereien Unterschiede herbeigeführt werden sollten. Aber die praktische Rechtspflege hatte ihren einfachen, gerechten, die Strafwürdigkeit des einzelnen Falles erforschenden Weg noch nicht verlassen. So war es denn in Preußen Grundsatz geworden, zu Criminalrichtern nur die sogenannten „schwächeren Subjecte" zu bestellen. Für verwickeltere, für schwierige Fälle waren noch immer ein paar ausgezeichnete Talente da, die „Carriere" machen wollten und sich deshalb zu den talentleeren Criminalrichtern hatten versetzen lassen. Sie drängten sich nach solchen causes celèbres. Zu einer gewissen Zeit rannten sie sich beinahe die Füße ab nach Untersuchungen gegen die Demagogen und demagogischen Umtriebe. Wer damals namentlich in Berlin in das Vorzimmer eines Gerichtspräsidenten oder gar des Justizministers kam, der konnte dort stets eine Anzahl junger Männer finden, in eleganter Kleidung, in gemessener Haltung, mit freundlichen, submissen und sehr verschwiegenen Gesichtern, nur unter sich zuweilen eifersüchtige, feindliche Blicke wechselnd. Es waren junge Räthe oder Assessoren, die um die Rolle eines Inquirenten, Decernenten oder Referenten oder um sonst eine Function in einer Demagogenuntersuchung supplicirten, um die Leiter zu künftigen Geheimeraths- und Präsidentenstellen. Nichts Neues unter der Sonne! wird der jüngere geneigte Leser sagen.

Der Criminalgerichtsrath Pannemann war mit dem alten Criminalwesen verwachsen. Als in Folge der Revolution im Anfange des Jahres 1849 ein neues, das „Französische" Strafverfahren eingeführt wurde, konnte er in das „neumodische Wesen" sich nicht finden. Und als die Einführung auch eines neuen Strafgesetzbuches in Aussicht stand, nahm er seinen Abschied. Er sagte, es sei eine Gewissenssache für ihn,

ferner einem Systeme zu dienen, das seinen Ansichten von Gerechtigkeit so geradezu widersprach.

Er war ein Berliner Kind. Er hatte einiges ererbtes Vermögen, er hatte, durch einfaches Leben, von seinem Gehalte sich ein hübsches Capital dazu gespart. Er besaß ein eigenes Haus in der Köpnickerstraße, mit einem Garten, der bis an die Spree ging.

Er war Junggesell!

Wie angenehm konnte er bei dem Allen in Berlin leben! Er hatte früher schon, trotz seiner Einfachheit und Sparsamkeit recht angenehm gelebt. Zweimal die Woche hatte er das Theater besucht, an den andern Abenden ging er zu Weißbier. Die übrige Zeit des Tages brachte er, die paar Stunden für das Criminalgericht abgerechnet, zu Hause zu, mit Frühstück, Mittagessen und Nachtessen, mit seiner alten Haushälterin, seinen Blumen und einem Affen sich beschäftigend.

So lebte er im Ganzen weiter, nachdem er seinen Abschied genommen hatte. Freilich mit einigem Unterschiede. Die Revolution von 1848 war, auch abgesehen von jenen Veränderungen in der Strafrechtspflege nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er hatte sie verabscheut als eine Untergrabung aller bestehenden Verhältnisse; besonders auch der Creditverhältnisse. Die Revolution mit ihrem Umstürzen hatte im ersten Augenblick ihm sein so lange und sorgsam erspartes Vermögen in Gefahr gebracht. Er wurde seitdem ängstlich dafür besorgt. Wo Alles, der ganze „Staat“ selbst, in Gefahr war, umgestürzt zu werden, da konnten auch Bankierhäuser fallen; er zog alle seine bei Bankiers ausstehenden Capitalien zurück. Ja selbst andere, die soliden steinernen Häuser in der großen Steinmasse Berlin konnten einfallen: er kündigte alle Hypothekencapitalien, die er auf Berliner Häusern stehen hatte. Er konnte natürlich nicht wagen das Geld wieder auszuleihen. So mußte er es in seinem Hause verwahren. Er bewachte es ängstlich. Ein ängstlicher Geldverwahrer wird ein Geizhals. Er wurde ein großer, mißtrauischer Geizhals, zum Caffee trank er keinen Zucker, zum Nachtessen keinen Wein mehr. Er ging weder mehr in das Theater, noch zu Weißbier. Er ging überhaupt nicht mehr aus dem Hause.

Er lebte in diesem allein mit seiner Haushälterin und seinem Affen. Er lebte mit Beiden ein sonderbares Leben. Während er mehr und mehr darbte, hatten die Beiden Ueberfluß. Aus alter Gewohnheit hatte



er nie gewagt, ihnen von dem, was sie immer gehabt hatten, auch nur das Geringste zu entziehen. Dazu kam Folgendes. Die alte Haushälterin keifte fortwährend mit ihm, und er hätte mehr als Keifen riskirt, wenn er ihr etwas entzogen hätte. Der Affe dagegen bedarf näherer Erwähnung.

Etwas Wahres muß doch wohl daran sein, daß alte Criminalisten zuletzt wenigstens zänkisch werden. Der Criminalgerichtsrath Pannemann war es sogar schon vor seiner Pensionirung geworden. Er war es zugleich mit jener Katzennatur geworden, die gleichfalls ein alter Inquirent sich so leicht aneignet, und mit der er schon bei jener Urtelspublication den armen Pieprit hatte zappeln lassen. Mit seiner Haushälterin konnte er nicht zanken; sie war selbst so zänkisch. Da hatte er eines Tages vor seiner Thür einen herumziehenden Affen gesehen, und wie das Thier geneckt wurde von seinem Herrn, von Straßenjungen, von Vorübergehenden, wie es sich darüber erboßte, aber immer klug und liebenswürdig blieb, und geduldig und gehorsam gegen seinen Herrn, und nur wenn dieser es ihm erlaubte, einen Straßenjungen in die Haare fiel und Ohrfeigen gab und den Kopf zerzauste. Das war etwas für ihn. Er kaufte den Affen. In den ersten vierzehn Tagen prügelte er ihn regelmäßig jeden Morgen eine halbe Stunde durch. Als alter Criminalrichter war er Menschenkenner; er kannte also auch die Affennatur. Nachdem er sich so zum Herrn und Meister des Thiers gemacht, und der Geduld und Unterwürfigkeit desselben sich versichert hatte, begann er mit ihm zu zanken. Im Allgemeinen, wie man Affen zu necken und zu zanken pflegt. Im Besonderen aber liebte er es, vollständige Criminaluntersuchungen mit ihm aufzuführen. Die diebische Natur des Thiers gab ihm die Gelegenheit dazu. So wurde der Affe in seiner Wohnung arretirt; es wurde nach dem gestohlenen Gute bei ihm Haussuchung gehalten; er wurde in die Stadtvoigtei gebracht, zum Verhör vorgeführt,



mit den Strafen offenbarer Lügen vor Gericht bekannt gemacht, verhört, wegen frecher Lügen gezüchtigt, überführt und zu Strafarbeit verurtheilt, jedesmal nur außerordentlich, da das verstockte Thier nicht eingestehen wollte, manchmal auch freigesprochen. Es war eine Freude, wie verständig sich der Affe dabei benahm.

Das Gerücht ging, daß der Criminalgerichtsrath Pannemann, seitdem er den Affen hatte, im Inquiriren sich bedeutend vervollkommnet habe, und ein bekannter Berliner Criminalist soll, Angesichts der jungen Kammergerichtsassessoren, die immer gelehrter, aber immer schlechtere Inquirenten wurden, einmal in allem Ernste den Vorschlag gemacht haben, für die jungen Herren solche Affenuntersuchungsschulen zu errichten.

So lebte der Criminalgerichtsrath Pannemann in seinem Hause in der Köpnickerstraße in Berlin.

Von seinem Leben war Manches bekannt geworden. Seine Affenliebhaberei, sein Reichthum und sein Geiz waren schon lange allgemein bekannt. Nur wo er sein Geld hatte, das wußte blos er und sein Affe. Die verschwiegene Haushälterin errieth es vielleicht. Mancher Berliner Dieb dachte gewiß darüber nach.

Der Criminalgerichtsrath Pannemann saß in seiner Wohnstube, deren Fenster auf die Straße führten. Hinter ihr lag seine Schlafstube, mit den Fenstern nach dem Garten hin. Beide Stuben waren durch eine Thür verbunden. Neben der Wohnstube war, gleich-

falls durch eine Thür mit dieser verbunden, eine geräumige Kammer; sie war lediglich für den Aufenthalt des Affen bestimmt. Sie war für das Thier niedlich eingerichtet, mit lebenden Bäumen in Kübeln, und todten Bäumen, die durch eiserne Klammern in den Boden befestigt waren. Der Affe konnte springen und klettern nach Herzenslust. In einer Ecke stand ein großer, fester, eiserner Käfig mit einem weichen Lager darin.

Es war Nachmittag.

Die Thüren zu der Schlafstube des Raths und zu der Kammer des Affen standen offen. Der Rath saß am Fenster und las die Vossische Zeitung. Er las sie lange mit großer Ruhe. Auf einmal wurde er unruhig. Er war zu den vermischten Nachrichten gekommen.



„Ei, ei,“ sagte er. „Das ist fatal, recht fatal.“

Er las die Stelle, die er gelesen hatte, noch einmal leise; dann laut.

„Ein erfreuliches Zeichen der wohlthätigen Folgen unseres verbesserten Gefängnißwesens und besonders auch des frommen Eifers unserer Gefängnißbeamten ist folgendes: Vorgestern Abend ist nach Verbüßung einer fünfzehnjährigen Zuchthausstrafe ein Individuum in die Residenz zurückgekehrt, das zu seiner Zeit zu den verwegensten, gefährlichsten und berüchtigsten Dieben unserer Residenz gehörte. Frühere Gefängniß- und Zuchthausstrafen hatten ihn nie zu bessern vermocht. Gegenwärtig ist er aber als ein so gebesserter, reumüthiger und christlich gesinnter Mensch zurückgekehrt, daß er nicht nur gestern sofort bei der

Polizei, sondern auch ganz aus freiem, innerem Antriebe bei dem Vereine für die entlassenen Sträflinge und bei zwei Missionsgesellschaften sich gemeldet und um Arbeit, beziehungsweise um die Erlaubniß gebeten haben soll, an den gemeinschaftlichen Betstunden mit Theil nehmen zu dürfen. Gern ist seiner Bitte willfahrt worden.“ — —

„Vorgestern?“ sagte der Criminalrath. „Gerade vorgestern? Funfzehn Jahre! Grade funfzehn Jahre! Es ist leider richtig. Das ist der Pieprit! Kein Zweifel! Und ich sollte an ihn denken, wenn er zurückkomme! Wie schnell gehen doch so funfzehn Jahre um! Und fromm ist der gefährliche Mensch gar zurückgekommen! So fromm! Das ist sehr fatal, sehr fatal!“

Aber das kommt Alles von diesen nichtswürdigen neuen Gesetzen. Alles soll jetzt anders sein, französisch, französisches Recht, französische Jurisprudenz. Darum keine Besserung und auch keine Besserungsdetention mehr. Sonst hätte der Mensch ja noch seine anderthalb Jahre gebessert werden müssen.

Man sieht, wie der alte Criminalgerichtsrath in seinem besonderen Aerger und allgemeinen Vorurtheil der neuen Gesetzgebung Unrecht that. —

Aus der Kammer nebenan kam der Affe des Criminalraths. Es war ein großes aber zierliches Thier, schon etwas alt und daher grämlich aussehend, aber auch klug, falsch und gewandt. Die Züge des Alters abgerechnet, hätte man viele Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Affen Leonhard Pieprit den Jüngeren finden können.

Er hatte seinen Herrn sprechen hören. Er steckte neugierig den Kopf durch die Thür. Als er den Rath nachdenklich sah, kam er näher zu ihm, legte ihm den Kopf auf die Knie, und sah ihn wie fragend an.

„Braves, armes Thier“, sagte der Rath wehmüthig. „Du bleibst mir noch mit deinem Diebesgelüste, deinem Muthe und deinen Krallen. Du wirst uns Alle beschützen.“

Unter den uns Allen verstand er wohl nur sich und seine Schätze.

„Ach“, fuhr er fort, „es wäre jetzt die Zeit unserer gewöhnlichen Promenade im Garten. Aber heute wirst du sie allein machen müssen. Wenn der gefährliche Mensch wieder frei ist und gar Betstunden besucht, dann kann man sein bischen Armuth nicht sicher genug verwahren.

Der Rath war sehr betrübt. Er ging in sein Schlafzimmer,

öffnete ein Fenster, gab dem Affen einen Wink, und das kluge, gut gewöhnte Thier war mit einem Satze draußen im Garten.



Der Garten des Raths war zwar nicht sehr breit, aber er erstreckte sich in einer ziemlichen Länge bis unmittelbar an die Spree. Er war überall mit Obstbäumen, frei und in Spalieren, besetzt, fast überladen, so daß man auch von dem Hause aus ihn nicht übersehen konnte.

Der Affe des Raths mochte die Mitte des Gartens zurückgelegt haben, als er plötzlich seine Schritte anhielt.

Nicht weit von sich sah er, unmittelbar vor einem dichten Spalier von Birnbäumen, einen anderen Affen, der sein Zwillingsbruder hätte sein können, wenn er nicht ein jüngeres, behenderes Aussehen und besonders ein lebhafteres Auge gehabt hätte.

Der fremde Affe war ganz ungenirt damit beschäftigt, von den kleinen Birnbänmen die unreifen Früchte abzulesen und sie in einem großen leinenen Sack zu stecken, den er neben sich an der Erde liegen hatte. Manchmal kroch er selber in den Sack hinein, als wenn er nachsehen wolle, wie viele Birnen er schon gesammelt habe; er verschwand in dem großen Sacke ganz.

Der Affe des Criminalgerichtsraths hatte bei seinem Anblicke gestutzt; dann war er über den frechen Diebstahl empört. Er wollte entrüstet auf den unverschämten Dieb zuspringen.

In demselben Augenblick sah dieser ihn, erschrak, erschrak heftig

und nahm feige Reisaus hinter das Spalier, seinen Sack im Stiche lassend.

Desto kühner und stolzer ging der Affe des Criminalraths auf den Sack zu, besah, befühlte und beroch ihn zuerst von außen, machte ein sehr grämliches und zorniges Gesicht, als er sich überzeugte, daß der Sack schon beinahe halb voll war; und kroch dann hinein, um noch genauer den verübten Diebstahl zu constatiren.

Als er in dem Sacke verschwunden war, wurde dieser mit einer starken Schnur, die um seine Oeffnung lief, und die der arme Affe nicht gewahrt hatte, durch eine unsichtbare Gewalt zusammengezogen.

Gleich darauf kehrte der fremde Affe hinter dem Spalier zurück, besah den zugezogenen Sack, das Zappeln des gefangenen Affen darin, lachte und sagte verächtlich:

Schafskopf, Du willst ein Affe sein!

Dann kamen auch der alte Leonhard Piepritz und Friedrich Schulz hinter dem Spalier hervor, nahmen schweigend den Sack auf und entfernten sich damit, von dem lachenden Affen gefolgt, nach dem Wasser zu.

Nach wenigen Augenblicken sah und hörte man nichts mehr von ihnen.

Etwa eine Stunde später war der Criminalgerichtsrath mit dem Nachsehen der Schlösser, Thüren und Fensterladen fertig. Er ging an die Thür seines Zimmers, die auf den Flur führte.

„Riecke!“ rief er durch die Thür.

Vor der Thür erschien seine alte Haushälterin, mager, verdrießlich, keifend, wie alle Haushälterinnen alter Junggesellen; nur sehr sauber.

„Rieke, hole Sie doch den Balthasar aus dem Garten.“

Wie könnte eine solche alte Haushälterin einen Befehl empfangen, ohne zu knurren?

„Es ist eine Sünde“, knurrte sie, „daß der Mensch auch noch den Diener eines Thieres machen muß.“

„Na, na, Rieke, ich kann ihn auch selbst holen.“

„Habe ich gesagt, daß Sie das sollen? Aber eine Schande ist es und bleibt es.

Sie ging.

Aber nach zehn Minuten kam sie mit erschrockenem Gesichte zurück.

„Herr Stadtgerichtsrath, der arme Affe —“

„Der Balthasar? Was ist mit ihm?“

„Todt!“

„Rieke, Sie redet doch nicht in der That irre?“

„Todt, Herr Stadtgerichtsrath, mausetodt. Ich durchrannte den ganzen Garten, ich rief seinen Namen in alle Gänge, in alle Spaliere in alle Bäume hinauf. Er war nicht zu sehen, nicht zu hören. Ich rief in die Nachbargärten hinüber; keine Antwort. Da kam ich auf einen schrecklichen Gedanken. Ich laufe an die Spree. Da liegt er am Ufer; alle Viere weit von sich gestreckt, die Zunge weit —“

„Höre Sie auf, Rieke. — Todt! Das ist ein schrecklicher Tag für mich! Gerade heute todt! Das erlebe ich nicht.

Der alte Mann war sehr niedergeschlagen. Er war in seinen Sessel zurückgesunken. Man mußte Mitleiden mit ihm haben.

Selbst der Alten verging das Keifen.

„Trösten Sie sich, Herr Stadtgerichtsrath; ein Affe ist wieder zu bekommen.“

„So einer nicht, Rieke.“

Er verfiel in ein finsteres Grübeln.

Aber ein alter Criminalist bleibt Criminalist.

Er erhob sich, mühsam genug.

„Begleite Sie mich in den Garten, Rieke. Wir müssen seinen Tod constatiren.

Sie gingen zusammen in den Garten.

Unterwegs war er still und nachdenkend.

Die Haushälterin wollte ihn trösten.

„Laß mich in Ruhe“, sagte der Stadtgerichtsrath. „Ich denke darüber nach, ob der Balthasar sich etwa selbst könne ums Leben gebracht haben. Die Selbstmorde sind seit einiger Zeit häufig in Berlin.

„Aber ein unvernünftiges Thier, Herr Stadtgerichtsrath.“

„Es kann auch an die kommen, Rieke! Bei diesen neuen Gesetzen—“

„Aber kann man sich selber den Hals umdrehen, Herr Stadtgerichtsrath?“

„Mir ist noch kein Fall vorgekommen. Aber das war unter dem Allgemeinen Landrecht. Also der Hals ist ihm umgedreht?“

„Von vorn nach hinten.“

„Dann ist ein gewaltsamer Tod durch fremde Hand verübt, also ein Verbrechen!“

Sie kamen an das Ufer der Spree. Sie fanden den Affen.

Er lag da, todt, mit umgedrehten Halse, wie die Haushälterin gesagt hatte.

„Ja, Riecke, hier ist ein Verbrechen verübt, ein scheußliches Verbrechen. Das kommt von diesen neuen Gesetzen. Sie verderben die Welt täglich mehr."

„Ich werde sogleich dem Staatsanwalt drüben Anzeige davon machen," sagte die Haushälterin.

Da fuhr der Criminalgerichtsrath wüthend auf.

„Dem da? Unterstehe Sie sich! Ich jage Sie aus dem Dienst. Gar keine Anzeige soll gemacht werden. Gar keine Untersuchung sollen sie einleiten. Von den Leuten sollte ich mich vernehmen, verhören lassen? Nimmer! Wir wollen für ein ehrliches Begräbniß des armen, treuen Balthasar sorgen, und dann — Ach, wenn ich es nur selbst überlebe."

„Und Sie wollen gar nicht nachforschen lassen, von wem der nichtswürdige Mord ausgegangen ist?"

„Ach, Rieke, ich habe eine entsetzliche Ahnung. Heute, nein vorgestern vor funfzehn Jahren —"

Er brach in großer Traurigkeit und Niedergeschlagenheit ab.

Die Haushälterin erschrak. Sie war seine langjährige Vertraute.

„Der Pieprit!" rief sie.

„Ja, er ist seit vorgestern wieder hier. Es steht sogar schon in der Vossischen. Das hier ist sein Machwerk! Und nur der Anfang seiner Thaten. Ach, Rieke, ich kann Ihr nicht sagen, wie mir das Herz schwer ist. Es steht uns noch großes Unglück bevor."

Er ging in das Haus, in seine Stube zurück. Er war sehr angegriffen; er konnte sich nur mühsam fortschleppen. In seiner Stube setzte er sich in den großen Sorgenstuhl, der am Fenster stand. Die Haushälterin, die einmal in die Stube kam, erschrak, als sie ihn sah. Durch das rothe Gesicht zogen sich violette Striche; der Kopf — einen kurzen Hals hatte der Rath immer gehabt — war zwischen die Schultern hinuntergesunken, und hing schlaff nach vorn herüber; seine Augen waren, wie von Glas. Er sah aus, wie ein Mensch, der jeden Augenblick einen Schlaganfall zu befürchten hat.

„Soll ich zum Doctor schicken, bester Herr Stadtgerichtsrath?" fragte die Haushälterin leise.

Sie war von dem Anblick so ergriffen, daß sie nicht einmal laut zu sprechen wagte.

Er schüttelte abwehrend mit dem Kopfe, zugleich bezeichnend, daß er allein sein wolle.

Sie mußte gehen.

Er lag lange in seinem hinfälligen, völlig apathischen Zustande.

Auf einmal wurde er lebendig. Er horchte plötzlich auf; sein Kopf richtete sich empor; seine Augen leuchteten.

Draußen auf der Straße, unmittelbar unter seinem Fenster, wurden die Töne eines Instruments laut, das eine Art von Dudelsack zu sein schien. Schnalzen mit der Zunge begleitete die Töne. Dazwischen rief eine etwas fremdartig sprechende Stimme: „Allons, Melchior! Lustig, mein Braver. Mache Deine Kunststücke vor den verehrten Herrschaften." — Lautes jugendliches Gelächter folgte.

Alles, was er hörte, brachte schnell neue Lebenskräfte in den Criminalgerichtsrath. Er mußte auch sehen. Er sprang auf, an das Fenster. Welch ein Schauspiel hatte er!

Ein kleiner häßlicher Mensch mit einem Buckel ließ einen großen, hübschen, gewandten Affen tanzen. Die gesammte Straßenjugend der Köpnickerstraße hatte sich schnell als Publikum, als „Herrschaften", um ihn versammelt.

„Den schickt mir der Himmel! rief der Criminalgerichtsrath. Und so gerade zur rechten Zeit. Was hätte ich heute Nacht allein anfangen sollen? Wer hätte wachen, wer hätte mich beschützen sollen? Der Mensch hat einen festeren Schlaf, als das schläfrigste Thier! Und welchem Menschen kann man trauen? Zumal jetzt, seit der Revolution!"

Er nahm sich nicht einmal die Zeit, die zierlichen Sprünge und hübschen Kunststücke des Affen zu bewundern. Er riß hastig das Fenster auf.

„Versteht Er Deutsch?" rief er dem Führer des Affen zu.

„Ein wenig, gnädigster Herr!" radebrach der Kerl.

„Ist Ihm der Affe verkäuflich?"

„Für gute Bezahlung verkaufe ich Alles."

„Komme Er mal zu mir herein; mit dem Affen."

Der Affenführer und der Affe kamen in das Haus.

Die Straßenjugend machte lange Gesichter hinter ihnen her.

Wie zwickerten und lachten Affe und Führer einander zu, als sie allein und unbemerkt in dem Hausflur waren.

Der Criminalgerichtsrath ließ sie in seine Stube treten. Er besah den Affen genauer.

Der Gesell hatte so feine, zarte Knochen, einen so grazieusen Körper, eine so reine, glatte Haut; seine Augen waren so klug, und doch so treu, und beinahe ordentlich bescheiden. Die Schelmerei in diesen Augen, wenn sie einmal auf die Seite blickten, sah der Criminalgerichtsrath freilich nicht. Der alte Mann wurde entzückt.

Wie heißt das Thier? fragte er.

Melchior, Euer Gnaden.

Melchior? Meiner hieß Balthasar. Auch das ist eine gute Vorbedeutung. Wie alt ist er?

Drei Jahre.

Ee kann also noch lange leben?

Fünfzig bis sechszig Jahre wenigstens.

Ist er bösartig?

Tout doux, gnädiger Herr. Sie können ihn befühlen, wie Sie wollen. Er thut Ihnen nichts.

Der Criminalrath befühlte ihn auch. Der Affe hielt ganz still, wie mit Wohlbehagen.

Welch ein reizendes Thier, sagte der Criminalrath, aber leise für sich, um den Preis nicht zu verderben. Und wie konnte er vorhin springen; auch Kraft muß er haben.

Er wäre also nicht abgeneigt, das Thier zu verkaufen?

Für gutes Geld verkaufe ich ihn.

Was fordert Er?

Gnädiger Herr, der Affe kann partoutement Alles, was Sie wollen, das heißt, was man vernünftiger Weise von einem vernünftigen Affen verlangen kann. Er kann tanzen, zu Tische sitzen, bei Tisch aufwarten, aus einem Glase trinken, die Violine spielen —

Genug; sage Er mir, was Er für das Thier verlangt.

Er bringt mir des Tags seine drei Thaler ein, das macht des Jahrs, die Sonntagsfeier abgerechnet, neunhundert Thaler baar; also ein Capital von ungefähr zwanzigtausend Thalern.

Redet Er irre? fragte der Criminalgerichtsrath erschrocken.

Zwanzigtausend Thaler wäre er unter Brüdern werth. Aber da in dieser Welt das Verdienst nie belohnt wird, so will ich ihn Euer Gnaden für fünfhundert Thaler lassen.

Er ist ein Narr.

Bedenken Euer Gnaden, was dieser ausgezeichnete Affe versteht. Er kann zu Tisch sitzen, aufwarten —

Das kann jeder Affe.

„Die Violine spielen auch?"

„Fordere er vernünftig."

„Vierhundert Thaler denn."

„Keine dreihundert?"

„Dreihundert. Aber keinen Groschen billiger. Es ist mein letztes Wort."

Der Mensch machte Miene zu gehen.

Der Rath wurde ängstlich.

„Die Rieke ist ja nicht da", sagte er „und ich brauche ihr nicht zu sagen, wie viel ich bezahlt habe. Dreihundert Thaler! Es ist schweres Geld. Aber es bringt sich wieder ein. Doppelt!"

Er ging in seine Schlafstube und kam nach einer Minute mit drei Kassenanweisungen, jede zu hundert Thalern, zurück. Er legte sie dem Affenführer hin.

Dieser strich sie ein.

„Ein schlechtes Geschäft", sagten sie dann Beide seufzend, aber Beide im Herzen lachend.

„Wohin befehlen Euer Gnaden das Thier?" fragte der Führer.

„Vorläufig in den Käfig dort, bis wir uns näher kennen gelernt haben."

Er führte den Mann und den Affen in die Kammer, neben der Wohnstube und dort zu dem großen eisernen Käfig.

In diesen wurde der Affe eingesperrt.

Darauf nahm der Führer Abschied von seinem Thiere, einen wahrhaft väterlichen, der auch den Rath rührte.

„Betrage Dich hier immer ordentlich, mein theurer Melchior, und sei treu und redlich gegen Deinen neuen Herrn, bei dem Du es gut haben wirst. Und nun gehab' Dich wohl.

Er reichte dem Affen die Hand. Der Affe legte zierlich seine rechte Vorderpfote hinein. Seine Augen waren betrübt.

Der Führer ging mit seinen dreihundert Thalern.

Der Rath war glücklich. Er schien alle Sorgen und Angst vergessen zu haben.

„Welch ein schönes Thier! Und wie stark und wie klug. So ordentlich menschlich kluge Augen. Man kann sich nicht satt an ihm sehen."

Die Haushälterin kam. Sie mußte Theil an seiner Freude nehmen.

„Nicht wahr, Rieke, ein herrliches Thier? — Der arme Balthasar war doch schon zu alt geworden. Und nur funfzig Thaler kostet er. Spottwohlfeil."

Die Alte freute sich, daß ihr Herr wieder wohlauf war.

Gottlob, Herr Stadtgerichtsrath, nun ist ja Alles wieder gut.

Sie ging mit leichterem Herzen an ihre Geschäfte.

Auch der Affe schien sich behaglich zu fühlen. Er hatte in seinem Käfig sich bald eingerichtet, als wenn er darin zu Hause gehöre. Er machte sich sein Lager zurecht, und kletterte und sprang an den Stangen auf und ab; er aß Birnen, knackte Nüsse, pfiff, schnitt Gesichter.

Der Rath wollte sich ausschütteln vor Lachen und vor Freude.

Aber auf einmal machte er ein sehr ernstes und strenges Gesicht.

„He, Bursch", sagte er mit eben so ernster und strenger Stimme. „Jetzt müssen wir in einem andern Tone mit einander reden. Deine Verbrechen dürfen nicht länger ungestraft bleiben.

Er holte aus einer Ecke eine ungeheure Peitsche hervor, vollkommen von der Gestalt und dem Kaliber jener Peitsche, welche bis zum Jahre 1848 zur Züchtigung der Sträflinge gebraucht wurde. Damit kehrte er zu dem Käfig zurück.

Der Affe hatte verwundert das plötzlich ernste und strenge Gesicht des Raths gesehen. In seinen Augen zeigte sich einige Besorgniß, als er ihn mit der schweren Peitsche zu sich zurückkehren sah.

Dem Rath entging das nicht. Er lachte vergnügt.

„Wie heißt Du, Bursch?"

Dem Affen brach unnatürlich genug und doch so natürlich, der Angstschweiß aus. Er mußte die Augen niederschlagen.

„Oh, mein Sohn, Du kannst mich nicht ansehen? Ja, ja, ich glaube es wohl! Das ist das böse Gewissen, Leonhard Pieprit!"

Der Affe fuhr bei dem Namen zusammen, als wenn ihn etwa ein toller Hund gebissen habe.

In einer ähnlich bedenklichen Lage war der Affe wohl noch nicht gewesen und wenn er, wie seine ängstlichen Augen und der perlende Angstschweiß auf seiner grauen Stirn es in der That anzuzeigen schienen, ein denkender Affe war, so mußte er es klar genug einsehen. Er war allein, ohne Hülfe; in einem fremden Hause; eingeschlossen in einen festen Käfig, den ein Löwe nicht hätte erbrechen können; gegenüber einem Manne der trotz seines Alters noch kräftig genug aussah und zudem mit jener fürchterlichen Peitsche bewaffnet war; zur Noth stand dem Alten die Haushälterin mit ihrem keifenden Aussehen und ihen langen Nägeln zur Seite; andere Domestiken waren gewiß auch noch im Hause. Welches Loos erwartete ihn, wenn er erkannt war. Von Affeninquisitionen wußte der Affe nichts.

„Da bin ich schön in der Patsche", knurrte er zwischen den Zähnen. „Wer vor dem Halleschen Thore wäre und sich da könnte bessern lassen."

„Hast Du verstanden?" wiederholte der Inquirent strenger.

„Ja!" wollte es dem Affen entfahren. Aber er zog ein unartikulirtes Geheul vor.

„Hole der Teufel die Schufte, die mich in die Patsche gebracht haben", brummte er zwischen den Zähnen.

„Was sagst Du da?" rief der eifrige Inquirent. „Sprich deutlicher!"

Der Affe wischte mit beiden Vordertatzen sich den Schweiß von der Stirn.

„Nun, wird's bald?"

Der Rath erhob drohend seine Peitsche.

„Ich bin entdeckt!" knurrte der Affe.

Er war überzeugt, daß er verrathen, entdeckt sei.

Nur Trotz konnte ihm, wie er meinte, noch helfen. Er wies dem Rath trotzig die Zähne.

Mancher Bursch hat in solcher Weise schon seinen Inquirenten decontenancirt. Der alte Veteran Pannemann in der Holzmarktstraße ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Aha“, sagte der Rath, „Du willst keine Antwort geben?“ Das wird Dir nicht helfen, Bursche.

Und ein entsetzlicher Peitschenhieb folgte diesen Worten.

Der Affe flog vor Schmerz in die Höhe.

„Bin ich entdeckt? Ist der Kerl ein Verrückter?“

Es war gleichgültig. Der Käfig war verschlossen. Er war unter allen Umständen in der Gewalt des alten Mannes.

Trotz half ihm hier nicht mehr. Er machte ein trauriges, flehentlich bittendes Gesicht; er fuhr mit der Pfote durch die Augen, wie um Thränen wegzuwischen.

Der Criminalgerichtsrath wurde vergnügt, in seine Freude mischte sich Rührung.

„Endlich, sagte er, „und gerade wie der gute Balthasar. Ganz so. So ist es recht, mein Bursche, Du fühlst Reue, Du bist auf dem Wege, wieder ein besserer Mensch zu werden. Morgen wollen wir das Verhör fortsetzen.

Er war wirklich von den Ereignissen des Tages sehr angegriffen; er mußte sich in seine Stube zurückbegeben, um auf dem Sopha auszuruhen.

IV.

Die Ausführung der Rache.

Es war Mitternacht.

Der Criminalgerichtsrath Pannemann schlief.

Er war früh, sehr ermüdet nnd erschöpft zu Bett gegangen.

Den Affen hatte er in dem Käfig gelassen. So war es auch mit Balthasar des Nachts gehalten worden. Er vertraute zwar dem Affen alle seine Schätze und deren Bewachung an, aber nicht sein Leben. Man hat Beispiele, sagte er, daß auch der beste Affe plötzliche Anfälle von Mordlust bekommt; in einem solchen Augenblicke könnte er mich im Schlafe erwürgen.

Der Criminalgerichtsrath schlief fest.

Er wurde geweckt.

Herr Stadtgerichtsrath, wachen Sie auf.

Die Stimme sprach leise, ängstlich. Aber desto stärker wurde der Arm des Rathes gerüttelt.

Er erwachte.

„Wer ist da?“ fuhr er aus dem Schlafe.

„Still, still. Sprechen Sie um Gotteswillen leise.“

Die alte Haushälterin Rieke stand mit einer kleinen Blendlaterne und mit völlig verstörtem Gesichte vor seinem Bette.

„Sie, Rieke? Was hat Sie?“

„Sprechen Sie um des Himmelswillen leiser, damit er uns nicht hört.“

„Wer, Rieke?“

„Der Affe, Herr Stadtgerichtsrath.“

„Der Affe? Was ist es mit ihm?

„Er spricht da mit Jemandem.“

„Wer? Der Affe?“

„Der Affe. Aber schreien Sie nicht so.“

„Sie redet irre, Rieke.“

„Aber ich schwöre es Ihnen zu. Herr Stadtgerichtsrath, das ist kein Affe. Das ist entweder der leibhaftige Teufel —

„Es giebt keinen leibhaftigen Teufel, Rieke —

„Ich weiß es leider, daß Sie ein Gottesleugner sind, Herr Stadtgerichtsrath, der in keine Kirche geht; sonst könnten Sie solche gotteslästerliche Redensarten nicht führen und den leibhaftigen Teufel leugnen. Aber, Herr Stadtgerichtsrath, wenn dieser Affe nicht der Teufel ist, so weiß ich nicht, was er ist. Ein Affe ist er nun mal nicht; denn ein Affe kann nicht sprechen.

„Hat Sie denn wirklich gehört, Rieke, daß er sprach?“

„Gewiß.“

„So erzähle Sie.“

Rieke erzählte:

Sie hatte nicht schlafen können. Auch sie war zu sehr aufgeregt gewesen. Der gefährliche Dieb Pieprig wieder da; der arme Affe Balthasar jämmerlich erdrosselt; ihr armer Herr einmal dem Tode fast nahe! Da hörte sie ein sonderbares Geräusch; es war zwischen eilf und zwölf. Sie schlief im Entresol nach dem Garten zu. Es kam ihr vor, als wenn leise vorn an der Straße die Hausthür geöffnet, und dann, als wenn

unten im Hause leise gesprochen werde. Unten lagen die Zimmer des Rathes nebst der Kammer des Affen. Sie horchte eine Weile; das Sprechen dauerte fort. Verstehen konnte sie nichts. Die Sache wurde ihr immer verdächtiger; sie stand zuletzt auf. Sie öffnete ohne Geräusch ihre Thür und lauschte hinaus auf den Flur. Sie konnte jetzt deutlicher hören. Sie unterschied die Stimmen eines Mannes und eines Knaben. Beide waren etwas heiser, besonders eigenthümlich die des Knaben. Sie sprachen in der Nähe der Kammer, in der der Affe war, und die auch eine auf den Hausflur führende Thür hatte. An dieser Thür schien gesprochen zu werden. Verstehen konnte sie auch jetzt nichts. Nur einmal glaubte sie zu hören, wie die Mannsstimme sehr ärgerlich die Worte: Dummer Junge aussprach. Darauf hatte sie deutlich gehört, wie in das Schloß der Thür, ganz unzweifelhaft der Thür an der Kammer des Affen, ein Schlüssel eingesteckt und damit in dem Schlosse gedreht wurde. Jetzt hatte sie sich zu ihrem Herrn aufgemacht. Die Blendlaterne hatte die vorsichtige Alte des Nachts immer bei sich.

Der Criminalgerichtsrath war unter ähnlichen Verbrechensattentaten alt geworden, freilich nur unter solchen, die von Anderen und gegen Andere verübt waren. Aber die täglichen Mittheilungen darüber hatten ihn doch vertraut damit gemacht. Er blieb völlig ruhig und besonnen, vielleicht eben weil die Gefahr einmal da war und bei dem gleichzeitigen Gedanken an den entlassenen Sträfling Piepritz, der schon Betstunden besuchte.

„Es ist kein Zweifel, Rieke, das sind Diebe. — Der Pieprißz! Ich konnte gefaßt darauf sein.“

„Aber sie haben von der Straße her ordentlich die Hausthür aufgeschlossen, Herr Rath.“

„Und was soll das sagen, Rieke?“

„Da sind doch die Nachtwächter!“

„Ach Rieke, und wenn Schildwachen vor der Thür ständen! Am Leipziger Platz wohnten einmal zwei Generäle der Infanterie und ein Generallieutenant. Sie hatten zusammen fünf Posten vor den Thüren und dennoch wurde mitten zwischen allen diesen Schildwachen gestohlen und eingebrochen und eingestiegen, ja einmal das ganze Zinkdach des Hauses abgenommen und fortgetragen. Solche Leute sehen mit sehen-

den Augen nichts. Nur eins begreife ich nicht, Rieke, wenn es an der Thür des Affen war —

„Dort war es, Herr Stadtgerichtsrath."

„Daß sich der Affe nicht gerührt hat."

„Ach, Herr Stadtgerichtsrath, das ist es ja eben. Die eine Stimme, die des jungen Burschen, schien mir direct aus der Kammer des Affen zu kommen. Und da kann nur der Affe gesprochen haben."

„Rieke," sagte der Rath strenge, „damit bleibe Sie mir vom Leibe. — Gehe Sie jetzt in meine Wohnstube, damit ich aufstehen kann. Aber leise und schiebe Sie die Blende der Laterne zu. Die Thür von der Kammer des Affen ist nur angelehnt."

Die alte Haushälterin that, wie ihr befohlen war.

Der Rath stand auf, kleidete sich rasch nothdürftig an, nahm ein paar geladene Pistolen, die er immer an seinem Bette hängen hatte, unter den Arm und trat in die Thür, die aus der Schlafstube in das Wohnzimmer führte.

Dicht an dieser Thür stand die Haushälterin. Sie hatte sich nicht weiter in das Zimmer hinein gewagt.

„Pst, Pst!" winkte sie so leise als möglich dem Rath zu.

Sie zog ihn in die Schlafstube zurück.

Die Stimme ist wahrhaftig in der Kammer des Affen.

„Welche Stimme?"

„Die des Knaben."

„Es ist nicht möglich, Rieke."

„Und dann habe ich auch noch so einen anderen sonderbaren Ton gehört. Es ging mir durch Mark und Bein."

„Und was war das, Rieke?

„Als wenn drinnen gefeilt werde, und zwar an den Stangen des Käfigs, in dem der Affe sitzt."

„Und die andere Stimme ist noch draußen?"

„Ich hörte sie noch so eben dort."

„Ach, Rieke, dann ist der Eine Dieb drinnen. Wie könnte auch ein Affe feilen?"

„Aber Herr Stadtgerichtsrath, warum sollten die Diebe den Affen loslassen wollen?"

„Warum haben sie den Bathasar heute ermordet?"

Der Rath ging wieder in sein Wohnzimmer. Weit wagte auch er sich nicht hinein. Das war aber auch nicht nöthig.

Schon gleich an der Thür hörte er das Feilen. Es geschah unzweifelhaft an einem der eisernen Stäbe des Affenkäfigs.

Nach einer Weile wurde eine Pause gemacht. Dann sprach eine heisere Knabenstimme. Sie kam eben so unzweifelhaft von demselben Käfig. Sie sprach leise, aber der Rath verstand die Worte:

„Eine verdammte Arbeit! Ich komme nicht zum Ende.“

Eine heisere Mannsstimme antwortete. Sie war draußen an der Thür der Affenkammer. Dem Rath schlug das Herz, als er sie hörte und erkannte. Es war die Stimme des entlassenen Sträflings Leonhard Piepritz.

„Beeile Dich, Junge!“ sagte die Stimme, eben so leise, als dringend und befehlend. „Meine Nachschlüssel helfen nicht. Drinnen steckt ein Riegel vor der verfluchten Thür. Einen Centrumbohrer habe ich nicht. Wer konnte auch an solches Malheur denken! Mach nur schnell. Es war mir, als hätte ich schon Jemanden im Hause schleichen hören.“

An der Stange wurde wieder gefeilt.

Der Criminalgerichtsrath kehrte in seine Kammer zurück.

Er hatte die Ueberzeugung, daß Diebe in seiner Wohnung seien.

„Höre Sie meinen Plan, Rieke. Wir gehen jetzt Beide rasch in mein Wohnzimmer. Sie reißt da gleich die Fensterladen auf und schreit durch das Fenster auf die Straße, so laut Sie kann: Diebe, Räuber, Mörder! Ich dringe unterdeß in die Kammer des Affen, um den jungen Dieb dort zu fangen. Gefahr ist nicht dabei. Der Bursch ist in der Kammer allein, meine Pistolen sind geladen, und die Thüren nach dem Flur sind alle von innen verriegelt. Hat Sie Muth, Rieke?“

„Ich bin dabei“, sagte die brave Haushälterin, die ihrem Herrn nicht nachstehen wollte.

Der Criminalgerichtsrath spannte die Hähne seiner beiden Pistolen, steckte Zündhütchen auf die Kamine, nahm die eine Waffe unter den Arm und die andere schußfertig in die Hand, und ging so wieder in sein Wohnzimmer. Die Haushälterin folgte ihm mit der offenen Laterne. Beide gingen rasch.

Sie mußten sowohl in der Kammer nebenan, als im Hausflur gehört worden sein.

Man vernahm kein Feilen und kein Sprechen mehr.

Die Haushälterin stürzte zu den Fenstern, um sie aufzureißen und in die Straße zu schreien.

Der Rath stürzte mit seinen gespannten Pistolen in die Kammer des Affen.

Er hatte die Thür weit aufgerissen. Die Haushälterin hatte ihre Laterne auf einen, gerade der Thür gegenüberliegenden Tisch gesetzt. Derselbe Schein des Lichts fiel voll in die Kammer.

Der Rath sah sich erstaunt, verdutzt, beinahe erschrocken darin um. Es war kein anderes lebendes Wesen darin, als er selbst und der Affe, der in seinem Käfig war. Er sah in alle Ecken, aber kein drittes Geschöpf, das Leben und Athem hatte, weder einen Menschen noch einen Affen. Er untersuchte die auf den Flur führende Thür; sie war verschlossen, der Riegel war noch vorgeschoben. Er untersuchte den Käfig des Affen; er war gleichfalls fest verschlossen; der Schlüssel hing an seiner alten Stelle. Er holte aus der Wohnstube die Laterne; er leuchtete damit überall umher; er entdeckte nichts weiter, als was er schon gesehen hatte.

Der Affe lag zusammengekauert auf seinem weichen Lager in dem Käfig, ganz natürlich, wie der Rath hundertmal den Affen Balthasar hatte liegen sehen. Er schien ruhig und fest zu schlafen.

Der Criminalrath glaubte es.

„Der hat einen festen Schlaf", sagte er, doch nicht ohne Verwundern und Kopfschütteln.



In diesem Augenblick hatte die Haushälterin die Fensterladen aufgerissen, und schrie mit ihrer klaren, lauten, keifenden Stimme wüthend in die dunklen Straßen und in die stille Mitternacht hinein.

„Diebe! Räuber! Mörder! Hülfe! Hülfe!"

Im Nu waren ringsumher zwanzig Fenster aufgerissen, ein halbes Dutzend Nachtwächter auf den Beinen.

Die Polizei in Berlin war doch nicht so schlecht geworden, wie der malcontente Rath sie machte.

„Wo sind die Räuber? Wo sind die Mörder?“

„Hier, hier! Hülfe, Hülfe!“

Es entstand auf der Straße und am Hause ein gräulicher Tumult.

Der Affe wurde auch dadurch nicht geweckt; er schlief ruhig weiter.

Der Rath schüttelte mehr bedenklich als verwundert den Kopf.

„Solch einen festen Schlaf hat der Mensch nicht einmal!“ sagte er. „Wie ist denn das? Warte, Schlafratz!“

Er holte aus der Ecke die ungeheure Züchtigungspeitsche hervor. Er trat damit an den Käfig. Er führte damit durch die aufrechtstehenden Stäbe einen derben Hieb auf den Affen.

„Himmeldonnerwetter!“ rief der Affe, hochaufspringend.

Der Rath flog zurück bis in sein Wohnzimmer.

„Rieke,“ rief er, „der Affe spricht.“

Er fiel erschöpft in seinen Sessel.

Der Nachtwächter des Reviers hatte den Schlüssel zu der Hausthür. Er hatte sie aufgeschlossen. Man war in das Haus gedrungen, Nachtwächter, Polizeisergeanten, Gensd'armen. Der diensteifrige Staatsanwaltsgehülfe war ihnen bald gefolgt. Man hatte eben so umsichtig, als schnell gehandelt. Unter der Treppe verborgen hatte man den alten Dieb Leonhard Piepritz gefunden, der nicht mehr hatte entfliehen können. Er wurde festgenommen.

Der Staatsanwalt begann sofort zu inquiriren.

Zuerst den festgenommenen alten Dieb Piepritz.

„Wie heißt Er?“

„Leonhard Piepritz, Herr Staatsanwalt.“

Friedrich Schulz hatte den alten Meister mit der neuen Gesetzgebung und deren Institutionen bereits völlig vertraut gemacht.

„Piepritz ist Er? Ich meinte, Er habe sich gebessert, und wolle fortan nur auf den Wegen des Rechts gehen.

„Ja wohl, Herr Staatsanwalt, das ist mein fester Wille mit Gott, und darum eben sehen Sie mich hier.“

„Darum? Unterstehe Er sich nicht, die Autoritäten zum Besten haben zu wollen.“

„Gott soll mich behüten, Herr Staatsanwalt. Ich weiß, daß Sie der Wächter des Gesetzes sind, und Sie werden mir daher Recht geben, daß ein Vater, der seinen verlorenen Sohn aufsucht, um ihn in das väterliche Haus zurückzuführen, auf den Wegen des Rechts wandelt.“

„Aber Er ist hier als ein Dieb ergriffen.“

„Nur mein Kind habe ich hier gesucht.“

„Warum verkroch Er sich denn bei der Ankunft der Polizei?“

„Nicht erst bei der Ankunft der Polizei. Schon früher hatte ich mich verborgen, als ich hörte, daß Räuber und Mörder im Hause seien.“

„Und vor den Räubern und Mördern fürchtet Er sich?“

„So ist es, hochgeehrtester Herr Staatsanwalt.“

Der Staatsanwalt war noch neu in der Residenz. Er hatte in der Provinz gute Dienste geleistet, und darum war er in die Residenz versetzt. Aber die Berliner Diebe kannte er noch nicht.

„Wo ist denn Sein Kind?“ fragte er mit zweifelndem Kopfschütteln.

„In jener Kammer, Herr Staatsanwalt. Dort wird mein armes Kind schändlich gefangen gehalten.“

Der Staatsanwalt begab sich in die Kammer des Affen. Er fand hier nur den Affen, der in seinem Käfig lag, und wieder zu schlafen schien.

Er kehrte zu dem alten Diebe zurück, in die ehemalige Arbeitsstube des Criminalraths; sie hatte man zu seinem Inquisitionsbureau improvisirt.

„In jener Kammer ist nur ein Affe.“

„Das ist mein Kind, mein beklagenswerthes Kind!“

„Ich rathe ihm —! Wenn Er bei solchem frechen Hohne verbleibt, so lasse ich Ihn sofort in Aufbewahrungsarrest bringen.“

„Fragen Sie ihn nur, bester Herr Staatsanwalt. Ich beschwöre Sie.“

„Wen soll ich fragen?“

„Den Affen, mein Kind.“

„Mensch!“

„Ich beschwöre Sie.“

Der Dieb sprach mit solchem Ausdrucke der Wahrheit!

Der Staatsanwalt ging zum zweiten Male in die Kammer des

Affen. Aber ganz allein. Er wollte sich wohl nicht compromittirt haben, wenn der Affe nicht der Sohn des Diebes war.



Er trat an den Käfig des Affen. Er beleuchtete nach allen Seiten das Thier. Er sah einen veritablen, fest schlafenden Affen. Dennoch, seine Pflicht forderte es, und er war ja allein, redete er ihn an.

„Du, wenn Du wirklich ein Mensch bist, so stehe auf und gieb Antwort.“

Der Affe rührte sich nicht.

„Ich dachte es wohl,“ sagte der Staatsanwalt. „Das ist ein frecher, verstockter Bursch; gegen den muß man die strengsten Maßregeln gebrauchen.“

Er sprach von dem alten Diebe.

Der Affe mochte, namentlich in der Erinnerung an den bereits erhaltenen Peitschenschlag, an etwas Anderes denken. Er sprang auf.

„Hier bin ich? Was soll ich?“ rief er mit seiner dünnen, heiseren Stimme.

Auch der Staatsanwalt flog zurück, von dem Käfig, aus der Kammer.

Solche Lagen können freilich die Deutsche Praxis wie die Französische Jurisprudenz verwirren.

Aber der Staatsanwalt war noch ein junger Mann und er erholte sich eher, als der emeritirte Inquirent.

Er begab sich wieder zu dem Affen. Er inquirirte diesen. Dann wieder den alten Dieb. Dann die Haushälterin. Jene sagten ihm nicht viel. Diese wußte nicht viel. So erfuhr er Folgendes:

Der alte Piepritz blieb dabei, daß er nur hergekommen sei, um sein Kind zu befreien, das Friedrich Schulz, der es zum Affen erzogen, wider seinen Willen als Affen verkauft habe. Daß er durch Hülfe eines Nachschlüssels in das Haus des Raths gekommen sei, gestand er

zu, dies sei aber an und für sich kein Verbrechen und eine verbrecherische Absicht leugnete er.

Der junge Piepritz gestand ein, daß er bei seinem Verbrechen zugegen gewesen, er wollte aber nur darum still geschwiegen haben, weil Friedrich Schulz ihm mit furchtbaren Mißhandlungen gedrohet habe.

Die alte Haushälterin erzählte den Tod des alten, die Erwerbung des neuen Affen, die Versuche des alten Piepritz, mit einem Nachschlüssel die Kammerthür zu öffnen, die des jungen, durch Feilen sich aus seinem Kerker zu befreien, Alles in unzweifelhafter Absicht, den Rath zu bestehlen, dessen Geld hauptsächlich in der Kammer des Affen sich befinde, und von dem alten Affen Balthasar dort verwahrt und bewacht sei.

Nachschlüssel und Feile wurden aufgefunden, auch die klaren Spuren der damit gemachten Versuche.

Darauf begab der Staatsanwalt sich zu dem Criminalgerichtsrath.

Der alte Mann hatte von dem Schreck, dem Aerger, der Angst, und was sonst Alles ihm heute Abend und Nacht in die Glieder gefahren war, sich nicht erholen können. Er lag erschöpft, halbschlummernd, in seinem Sessel. Der Anblick des Staatsanwalts machte ihn wieder lebhafter. Vielleicht auch Aufregung seines Zorns.

„Welches ist Ihre Ansicht von der Sache?“ fragte ihn höflich der Staatsanwalt.

„Nach unserem ehrlichen Preußischen Rechte,“ antwortete der Berliner Criminalgerichtsrath, „liegen offenbar genug schwere Verbrechen vor.“

„Ich erlaubte mir die Frage eben mit Beziehung auf unser Preußisches Strafgesetzbuch.“

„Ein solches Französisches Gesetz nennen Sie Preußisches Recht!“

„Ah, ich bedaure, auch Sie in dem beklagenswerthen Irrthume zu sehen, den die Böswilligkeit zu verbreiten und zu unterhalten sucht, daß unsere neue Gesetzgebung keine nationale sei.“

„Kennt Ihre neue Gesetzgebung denn vielleicht auch Betrug und Diebstahl?“

„Gewiß.“

„Nun, dann werden Sie wissen, welche Verbrechen hier heute stattgefunden haben.“

Der Staatsanwalt zuckte höflich bedauernd die Achseln.

„Dürfte ich bitten, mir dafür Data anzugeben?“

„Nach dem, was meine Haushälterin mir gesagt, hat sie Ihnen Alles mitgetheilt.“

„Sie wissen dem nichts hinzuzusetzen?“

„Nichts.“

„So bedaure ich aufrichtig, daß hier in keiner Art der Thatbestand eines Verbrechens vorliegt.“

Der Criminalgerichtsrath fuhr wie convulsivisch in die Höhe; man konnte nicht unterscheiden, ob mehr vor Schreck oder mehr vor Zorn.

„Was, Herr — ? Was, kein Verbrechen?“

„Wie gesagt, ich bedaure.“

Der junge Beamte blieb, dem alten Manne gegenüber, immer höflich.

Der alte Criminalist wurde heftiger.

„Ist hier nicht ein frecher gewaltsamer Diebstahl gegen mich versucht?“ rief er.

„Das neue Gesetz kennt nur einen ausgezeichneten Diebstahl, freilich im Ganzen mit denselben Kriterien des früheren gewaltsamen.“

„Nun, hat der Dieb denn nicht in der Absicht, mich zu bestehlen, seinen Burschen oder Affen in mein Haus gebracht?“

„Es ist möglich. Indessen, wenn es auch erwiesen wäre, das wäre kein Verbrechen.“

„Auch kein Versuch?“

„Auch noch kein Versuch. Nach dem Strafgesetzbuch wie nach der richtigen Theorie ist strafbarer Versuch nur eine solche Handlung, welche einen Anfang der Ausführung eines Verbrechens enthält.“

Der Criminalrath jammerte.

„Von einer solchen Theorie wußten wir zu unserer Zeit nichts. Wenn der Verbrecher etwas gethan hatte, offenbar in der Absicht, ein Verbrechen auszuführen, so straften wir ihn, und das hatte er verdient. Und nun solche Spitzfindigkeiten! Aber weiter, hat denn der alte Dieb nicht mit Nachschlüsseln meine Hausthür geöffnet und ist er nicht so, offenbar in diebischer Absicht, in mein Haus gedrungen?“

Der Staatsanwalt zuckte wieder die Achseln.

„Auch das ist noch kein Anfang der Ausführung.“

Dem Criminalrath brach der Schweiß aus.



„Großer Gott, großer Gott!“ sagte er. „Aber, mein Herr, der Mensch hat auch mit seinen Nachschlüsseln die Stube jener Kammer zu öffnen versucht. Ist Ihnen auch das kein strafbarer Versuch des Diebstahls?“

„Darüber ließe sich streiten.“

„Mit ihm?“

„Im Gerichte.“

„Es ist Ihnen selbst also zweifelhaft, ob das ein Verbrechen sei.“

„Sehr!“

„Ihnen, der die Gesetze so genau kennen muß und kennt? Und dennoch würden Sie jenen Menschen deshalb anklagen? Er soll bestraft werden für etwas, von dem Ihnen sogar zweifelhaft ist, ob es strafbar sei?“

Der Staatsanwalt zuckte die Achseln.

„Allerdings, Herr Rath,“ sagte er. „Die Thür, an welcher der Mensch jene Versuche machte, war inwendig so fest verriegelt, daß kein Operiren mit dem Nachschlüssel sie zu öffnen vermochte. Das geben Sie zu?“

„Gottlob war es so,“ stöhnte der Rath. Sonst wäre ich ein armer bestohlener Mann.“

„Also war ein jedes solches Operiren ein durchaus untaugliches Mittel, das gar nicht zu dem verbrecherischen Zwecke des Menschen, also auch nicht zur Ausführung des Verbrechens führen konnte.“

„Gottlob,“ sagte der Rath wieder.

„Und da nun das Gesetz zum Thatbestande des strafbaren Versuchs eine Handlung fordert, die einen Anfang der Ausführung des Verbrechens enthält, zu dieser Ausführung also führen kann, so werden Sie mir wieder zugeben —

„Großer Gott, großer Gott!" rief der Rath. „Das nennt man das Recht!" — „Aber," fuhr er lebhafter fort, „der Affe, der Bursch, war doch auch ein Mittel zu dem Diebstahl, und der Junge hat schon gefeilt und er konnte leicht die Stange durchfeilen und aus dem Käfig kommen und dann den Riegel der Thür zurückschieben und dann —

„Aber, mein Herr," er war doch nur bis zum Feilen gekommen, und das war noch keine Versuchs-, sondern erst eine Vorbereitungshandlung. Die neuere Doctrin unterscheidet darin sehr frei —

„Hol' die neuere Doctrin der —" „Aber, Herr Staatsanwalt —" und der Criminalrath spielte mit sicherem Triumphe seinen letzten Trumpf aus. — „Aber, daß ich betrogen bin, niederträchtig betrogen, das werden Sie mit aller Ihrer neuen Jurisprudenz und Theorie und Doctrin mir doch nicht abstreiten können."

„Betrogen?" lächelte der Staatsanwalt verneinend.

„Hat man mir nicht einen Menschen für einen Affen verkauft?"

„Gewiß."

„Wider besseres Wissen?"

„Unzweifelhaft."

„Für dreihundert Thaler?"

„So ist es."

„Nun, mein Herr, bin ich denn nicht um dreihundert Thaler betrogen worden?"

„Ich bedaure, um keinen Silbergroschen."

„Wie, wie, auch das nicht!"

„Zu einem Betruge gehört die wirkliche Veranlassung eines Irrthums in der betrügerischen Absicht, nicht bloß die Benutzung eines schon in dem Betrogenen vorhandenen Irrthums. Jener Bursch hat nun aber das Geschäft eines auf den Straßen und öffentlichen Plätzen tanzenden und spielenden Affen schon lange getrieben, ehe man daran dachte, Sie mit ihm zusammen zu bringen. Man hat also nur einen bereits vorhandenen Irrthum gegen Sie benutzt."

„Himmel! Himmel!"

„Abgesehen davon kommt auch hier jenes jugendliche Alter des Burschen in Betracht; er selbst also ist unschuldig. Und darüber, daß sein Vater zu dem Verkaufe mitgewirkt habe, steht gar nichts fest."

„Also auch nicht betrogen wäre ich?"

„Wie gesagt, ich bedauere —"

„Das bedauern Sie noch, daß ich nicht um meine dreihundert Thaler geprellt bin?"

„Dagegen, sprach der Staatsanwalt mit erhöhter Stimme weiter, läßt sich nicht leugnen, daß hier an sich das schwere Verbrechen der Freiheitsberaubung vorliegt; der Bursch ist ohne seinen rechtsgiltigen Willen, also widerrechtlich, gefangen gehalten worden. Sie haben ihn gar in einen Affenkäfig eingesperrt, ihn auch außerdem wie einen Affen behandelt —

Der Stadtgerichtsrath wurde leichenblaß.

„Großer Gott, nun soll ich gar der Verbrecher sein —"

„Ich spreche das noch nicht aus. Ich sage nur, daß objectiv das Verbrechen der Freiheitsberaubung vorliegt. Um Sie dessen anklagen zu können, müßte ich vorher —"

Der alte Berliner Criminalist fuhr in seinem Sessel hoch empor.

„Allmächtiger Gott! die Diebe haben mich nicht bestehlen wollen! Ich bin nicht um meine dreihundert Thaler betrogen worden! Kein Verbrechen ist gegen mich begangen! Aber ich, ich könnte eins begangen haben! Ich könnte als Verbrecher auf die Anklagebank kommen!

Das war für den alten Mann zu viel. Das Blut schoß ihm heftig zum Kopfe.

„O Zeit! O Gesetze! O Recht!"

Seine Sinne hatten sich offenbar verwirrt.

Er fiel in seinen Sessel zurück.

Er war todt.



Seidene Strümpfe.

Ich war Staatsanwalt in Berlin. Ein Berliner Staatsanwalt lernt allerlei Menschen und allerlei Dinge kennen.

Eines Morgens ließ sich ein Herr Müller bei mir melden.

Der Kladderadatsch hatte damals seinen Schultze und Müller noch nicht erfunden. Schultze und Müller waren daher, zwar keine eigentlichen Eigennamen mehr, aber doch noch immer, auch in Berlin, sehr reputirliche Namen, auf die namentlich ein Berliner Bürger sich etwas zu Gute thun konnte.

Ich ließ den Herrn Müller eintreten.

Es war ein stattlicher Mann.

Und diesen stattlichen Mann hatte ich schon oft gesehen, und auch eine große Anzahl meiner Berliner Leser werden, wenn ich ihn beschreibe, sich seiner erinnern. Sie haben nur seinen Namen nicht gewußt, wie ich ihn bis zu jenem Tage nicht gewußt hatte.



Der Herr Müller war ein großer, etwas steifer Mann, ziemlich corpulent. Er konnte in der Mitte der fünfziger Jahre stehen. Er war noch außerordentlich rüstig.

Sein Gesicht hatte den Ausdruck einer großen Würde. Es war etwas breit und voll und auch etwas roth. Seine Würde lag in den sehr gemessenen, unbeweg-

lichen Falten und in dem strengen Blick des Auges unter starken, buschigen Augenbraunen, dieses Auge konnte aber auch Feuer sprühen.

Die Augenbraunen waren schon ziemlich grau. Die spärlichen Haare, die seine sehr hohe Stirn nicht mehr bedeckten, waren ganz weiß.

Seine Kleidung entsprach dem würdevollen Ausdrucke seines Gesichts. Eine dicke, weiße Halsbinde, die den unteren Theil des Kinnes mit einfaßte; eine weiße Weste; blauen Reitfrack mit blanken, übergoldeten Knöpfen; hellgraue, kurze Beinkleider; Stulpstiefeln; an diesen kleine silberne Sporen; in den Stiefeln gelb seidene Strümpfe.

Die ganze Bekleidung war sehr sauber; es saß Alles wie angegossen. Sehr zierlich waren die silbernen Spörnchen. Die hellgelbe Stulpen hingen mit einer gewissen Coketterie über den fast regelmäßig gefälteten schwarzen, glänzenden Stiefelschäften. Aus den Stulpen sahen noch koketter die dunkelgelben seidenen Strümpfe hervor.

Der Herr Müller hatte besonders ein schönes Bein, und er wußte es —

Er trat mit einer gewissen Aufregung zu mir ein, die seinem ordentlichen Aussehen nicht recht entsprach. Er gab sich freilich Mühe, sie zu bekämpfen.

„Herr Staatsanwalt," begann er, und seine wichtig zurückgehaltene Stimme und seine gemessene Sprache stimmten wieder zu seinem Aussehen. „Herr Staatsanwalt, ich habe ihnen leider ein schweres Verbrechen anzuzeigen."

Unter den buschigen grauen Augenbraunen leuchtete dunkel ein finsterer Blick hervor.

„Ein sehr schweres Verbrechen, Herr Staatsanwalt," wiederholte er wichtiger, während seine Augen mich finsterer anblickten.

„Theilen Sie es mir mit," sagte ich zu ihm.

„Es ist hier in Berlin verübt worden. Hier, in dieser Haupt- und Residenzstadt."

„Wann, mein Herr?" — „Gestern Abend." — „Wer?"

„Wer?" fuhr er auf. „Ja, wo? In einer großen Gesellschaft, in einem glänzenden Kreise. — Ah, verzeihen Sie mir, wenn ich in Feuer, wenn ich in Hitze gerathe. Es war der Schmach zu viel."

Er zog ein sehr sauberes, bunt seidenes Taschentuch hervor, womit er sich den Schweiß von der hohen, rothen Stirn wischte.

„Haben Sie die Güte," sagte ich unterdeß zu ihm, „mir die Sache

mit Ruhe und Ordnung vorzutragen.“ — „Ja, ja, Herr Staatsanwalt. Sie sehen, ich ringe schon nach Fassung. Es wird mir gelingen.“ — „So beginnen Sie.“ — „Beginnen? Wo? Aber doch! Herr Staatsanwalt, sehen Sie diese Beine an.“ — „Ich sehe sie.“ — „An ihnen ist ein schauderhaftes Verbrechen verübt.“ — „An Ihren Beinen?“ — „An diesen meinen leiblichen Beinen.“ — „Gestern Abend?“

„Gestern Abend, in einer glänzenden Gesellschaft.“ — „Aber ich finde an Ihren beiden Beinen keine Verletzung.“ — Er fuhr weiter auf. „Wie, Herr Staatsanwalt, einen Schimpf, einen Affront, unerhört in den Annalen dieser Haupt- und Residenzstadt, dieser Hauptstadt der Intelligenz und Bildung, nennen Sie keine Verletzung?“ — „Beginnen Sie mit Ihrer Erzählung, Herr Müller.“ — „Sogleich, aber erlauben Sie mir vorher —“

Ich unterbrach ihn. Wollte ich mit ihm weiter oder vielmehr zum Anfang kommen, so mußte ich anders verfahren. „Sie heißen Müller?“ fragte ich ihn. — „Friedrich Carl Müller.“ — „Ihr Stand?“ — „Ich habe nie nach Rang und Stand gestrebt,“ erwiderte er sehr stolz. — „Ihr Geschäft dann?“ — „Ich führe kein Geschäft.“ — „Vielleicht haben Sie eine Beschäftigung?“ — „Ich lebe von meinen Renten.“ — „Ah, also Rentier!“— „Und Berliner Bürger und Hauseigenthümer!“ „Sie waren gestern Abend in einer Gesellschaft?“ — „Von Herren und Damen. Ja, Herr Staatsanwalt, selbst Damen waren bei diesem schauderhaften Verbrechen zugegen.“ — „Und der Thäter war?“ — „Einer meiner ältesten und treuesten Freunde. Ich hielt ihn wenigstens dafür. Aber o, wie kann der Mensch sich täuschen!“ — „Sein Name?“ — „Dorner, Carl Friedrich Dorner. Gleichfalls Berliner Bürger und Hauseigenthümer. Uebrigens Seifensieder, und jetzt muß ich ihn auf das Zuchthaus bringen. Aber wer hat es gewollt, er —“

„Worin besteht sein Verbrechen?“ — „Herr Staatsanwalt, ist Ihnen das Verbrechen der Concussion bekannt?“ — „Gewiß.“ —

„Die Concussion, die Erpressung wird dadurch begangen, daß Jemand, um sich selbst oder einem Dritten einen Vortheil zu verschaffen, einen andern nöthigt, etwas zu thun, oder zu dulden oder zu unterlassen. Ist es nicht so, Herr Staatsanwalt?“ — „So ungefähr ist es.“ — „Und sie wird nach unserem guten, ehrlichen Landrecht bedroht wie Diebstahl.“ — „Wollen Sie nicht endlich zur Sache kommen?“ — „Sogleich. —

Wenn aber Gewalt an der Person verübt war, ist die Strafe die des Raubes. Ist es nicht auch so?" — „So sagt das Gesetz." — „Gewalt an der Person. Zu der Person gehört auch das Bein. Nun hören Sie zu, Herr Staatsanwalt."

Ich athmete auf. Endlich! dachte ich. Aber ich kam aus dem Regen in die Traufe.

„Ich habe einen Sohn, Herr Staatsanwalt." — „Aber nicht ihr Sohn ist der Verbrecher." — „Aber er gehört zu dem Verbrechen." — „Wie?" — „Friedrich Heinrich ist sein Name. Er ist fünfundzwanzig Jahr alt. Rentier und Hauseigenthümer wie ich, von seiner seligen Mutter her. Aber er macht mir vielen Verdruß."

„Das Alles gehört zu dem gegen Sie verübten Verbrechen?"

„Alles. Und noch mehr. Ich habe auch eine Nichte."

„Auch sie gehört zu dem Verbrechen?"

„Sie erst recht. Sie ist die eigentliche Ursache, der eigentliche Beweggrund der That. Sophie Charlotte Henneke ist ihr Name. Ihr Alter ist neunzehn Jahre. Und mein Unglück ist, daß sie sehr schön ist. So hat mein Sohn sich in sie verliebt und will sie heirathen."

„Haben Sie an der jungen Dame etwas auszusetzen, mein Herr?"

„An ihrer Person nichts, Herr Staatsanwalt."

„An ihrem Rufe oder an ihrem Betragen etwa?" — „Gott behüte."

„Ihr Sohn liebt die Dame?" — „Liebt sie." — „Sie vielleicht ihn nicht?" — „O, vielleicht mehr, als er sie, wenn das möglich wäre." — „So begreife ich in der That nicht —"

Er runzelte die Stirn und zog finster die Augenbraunen zusammen.

„Herr Staatsanwalt, der Vater des Mädchens hat einen Garnhandel." — „Ein anständiges Geschäft!" — „Und ist Kaufmann Littera A."

„Also ein bedeutendes Geschäft!"

„Ich sage Ihnen, Herr Staatsanwalt, der Mann überhebt sich. Er ist ein hochmüthiger aufgeblasener Mensch."

„Sie fürchten, daß seine Geschäfte oder sein Aufwand über seine Kräfte hinausgehen?"

„Nicht im Geringsten. Er hat Vermögen. Er arbeitet und lebt solide."

Ich begriff wirklich den Herrn Müller immer weniger.

„Und trotz alledem wollen Sie die Verbindung Ihres Sohnes mit der Dame nicht zugeben?" fragte ich ihn.

Seine Augen sprüheten Funken.

„Niemals, niemals, niemals! Dieser Mensch, dieser Garnhändler Henneke, Kaufmann Littera A, dieser aufgeblasene Commerzial, der mit seinem frechen Spotte meine Person, dieses Bein, ja, dieses unschuldige Bein, das sogar seinem eigenen Schwager gehört, verhöhnt hat, er soll niemals den Triumph erleben, daß seine Tochter die Schwiegertochter des Bürgers und Hauseigenthümers Friedrich Carl Müller werde."

Er streckte stolz sein Bein in den dunkelgelben seidenen Strümpfen und den hellgelben blonden Stiefelstulpen vor.

Ich hatte seine „ganze Geschichte." Er brauchte sie mir nicht mehr „weitläuftig" zu erzählen. Es spielte wirklich ein kleiner Roman mit. Ich wurde neugierig, endlich auch das „schauderhafte, empörende Verbrechen" zu erfahren.

„Darf ich jetzt endlich bitten, auf die Thatsachen des gestrigen Abends zu kommen?"

„Ja, Herr Staatsanwalt, wir sind an der Schwelle dieses schrecklichen Abends angelangt. Also gestern Abend war große Gesellschaft, und zwar, wie gesagt, von Herren und Damen."

„Bei wem?"

„Bei dem Geheimen Registratur-Rath Hasemann. Herr Geheimrath ließ er sich zwar nennen. Aber Sie wissen, Herr Staatsanwalt, was solche Geheimräthe sind. Jeder will sich hier überheben, nicht blos die Garnhändler; schon der Ausschreier, der Gerichtsbote —"

„Verlieren Sie nicht den Faden Ihrer Erzählung, Herr Müller."

„Sie haben Recht. Also es war große Gesellschaft. Zuerst wurde Thee getrunken, und dabei geschah noch nichts; man aß nur Kuchen. Dann wurde eine Pause gemacht, auf dem Klavier gespielt und gesungen. Unterdeß schon machte der Verbrecher auf eine hinterlistige Weise sich an mich heran." — „Welcher Verbrecher, Herr Müller?"

„Nun, wer anders, als jener Carl Friedrich Dorner, der heuchlerische Freund? Er kam gleisnerisch an mich heran"

„Ah, Müllerchen, auch hier?"

„Wie Du siehst, lieber Dorner," antwortete ich ihm.

„Verdammt langweilig, solch ein Thee."

„Man muß sich zu amüsiren suchen."

„Bei lauwarmem Spülwasser und dem Nordostheulen dieses Gesanges?“

„Sie sehen schon, Herr Staatsanwalt, den Charakter dieses Menschen, dem selbst unsere Berliner gesellschaftlichen Institutionen nicht heilig sind. Und er ist doch ein geborner Berliner, und will Berliner Bürger und —“

„Bleiben Sie bei der Sache, Herr Müller.“

„Ja, Herr Staatsanwalt. — Ich ging auf seine Invectiven nicht ein, und antwortete ihm ruhig:

„Das Nachtessen folgt ja, das wird uns entschädigen.“

„Da sah er mich auf einmal mit einer so recht tückischen Freundlichkeit an.“

„Ah, lieber Müller, wir werden doch hoffentlich Tischnachbarn werden.“

„Ich würde mich freuen,“ sagte ich.

„Dann sah er heuchlerisch auf meine Beine. Er hat mir, im Vorbeigehen bemerkt, Herr Staatsanwalt, nie mein allerdings wohlgeformtes Bein gegönnt.“

„Ei, Müllerchen,“ sagte er, „Du hast Dich ja heute ordentlich herausgeputzt.“

„Ich wüßte nicht,“ erwiderte ich ihm.

„Ich konnte das mit Recht sagen, Herr Staatsanwalt. Mein Bein war bekleidet ganz wie heute. Ich trage es immer so. Und heute habe ich sogar dieselben Stiefel und Strümpfe angelegt, die ich am gestrigen Abende trug, damit Sie das Corpus delecti vollständig vor Ihren beamtlichen Augen sehen.“ — „Weiter, Herr Müller!“

„Ja, weiter, Herr Staatsanwalt. — Seine Worte ergriffen mich so sonderbar. Er sprach sie mit einem so eigenen Tone; sein Blick auf mein Bein war so unheimlich, so unaussprechlich. Ich wurde unruhig. Ich mußte an Allerlei denken.

Auf einmal besann er sich. Er stockte. Dann fuhr er in einem leiseren, aber wichtigeren Tone fort, zwischen jedem Satze eine Pause machend.

„Herr Staatsanwalt, jeder Mensch hat seine Eigenthümlichkeiten!“ — „Die Philosophie nennt sie Idiosynkrasieen.“ — „Nicht jede Idiosynkrasie ist ein Verbrechen?“ Er sah mich fragend an. „Nein,“ sagte ich. — „Nicht einmal eine Untugend, ein Laster?“ — „Nein.“

„Herr Staatsanwalt, kennen Sie den Herrn Baron von Buch?“

„Aber, Herr Müller, bleiben Sie bei der Sache, oder vielmehr, kommen Sie endlich einmal zu der Sache.“

„Ich bin dabei, ich bin mitten darin. Also, ich wiederhole meine Frage, kennen Sie unseren berühmten Landsmann, Gelehrten und Reisenden, Leopold von Buch?“

„Aber was hat der Herr von Buch mit Ihrer Geschichte zu thun?“

„Viel, sehr viel, Alles. Hören Sie zu.“

„Reden Sie, mein Herr.“

Er hob pathetisch an.

„Leopold von Buch, der berühmteste Gelehrte der neueren Zeit nächst seinem Freunde Alexander von Humboldt, hat die Gewohnheit, seine Reisen meist zu Fuße zu machen. Er hat auch ferner die Gewohnheit, in seinen Stiefeln nur seidene Strümpfe zu tragen. Und immer — er liebt kein großes Gepäck — nimmt er nur ein einziges Paar seidene Strümpfe mit. Auch auf die längsten Reisen nur das eine Paar. Und damit muß er auskommen und kommt auch aus. Das macht er aber so: Will er nur eine kleine gewöhnliche Reise machen, so sagt er zu seinem Kammerdiener: Friedrich, gehe in den Laden und hole mir ein Paar seidene Strümpfe von gewöhnlicher Länge, die mir bis an das Knie gehen.“

„Soll die Reise länger dauern, so heißt es: Friedrich ein Paar seidne Strümpfe, die über das Knie, bis auf die Mitte der Schenkel reichen.

„Wenn er aber sagt: Friedrich, ein Paar seidene Strümpfe, die bis an den Leib reichen, dann geht es zu einer Reise um die Welt.

„Und warum diese Unterschiede, Herr Staatsanwalt?“

„Die Strümpfe, auch die seidenen zerreißen immer zuerst, unten in den Stiefeln, nicht oben. Nur kann der Herr von Buch nicht in Strümpfen gehen, die ihm unten an den Füßen durchlöchert sind. Wenn ihm daher seine Strümpfe unten zerrissen sind, so schneidet er die beschädigte Spitze ab, zieht dagegen den Strumpf von oben mehr herunter und kann nun unten den Fuß in den Strumpf einwickeln. Das wiederholt er so lange der Strumpf vorhält. Wenn die Reise beendigt ist, ist auch der Strumpf zu Ende.“

„Das ist die Idiosynkrasie des berühmten Herrn von Buch.“

„Ich habe eine andere, Herr Staatsanwalt.“

„Auch ich muß seidene Strümpfe tragen, wie Sie sehen. Aber nur oben am Bein. Unten der Fuß liebt die Schranke eines Strumpfes nicht; er muß in dem Stiefel sich frei bewegen, frei, wie — wie“

„Der Vogel in der Luft!“

Er fuhr fort:

„Das ist meine Idiosynkrasie, Herr Staatsanwalt. Und ich frage Sie, ob sie ein Laster, ein Verbrechen ist?“

„Ich denke nicht, Herr Müller.“

„Es freut mich, daß ein Ehrenmann so von mir denkt. Um so mehr kann ich mit voller Verachtung der frechen Verleumdung jenes Seifensieders Dorner entgegentreten, daß ich zu geizig sei, vollständige Strümpfe zu tragen und aus Eitelkeit oben aus den Stiefeln die seidenen Kappen hervorblicken ließe, damit die Leute Gott weiß was denken könnten. Herr Staatsanwalt, ich bin ein Mann, der kein Verschwender ist, und das Seinige zusammenhält, wie ein ordentlicher Bürger muß. Aber Geiz, Herr Staatsanwalt, der schnöde Geiz ist fern von mir und auf Anstand habe ich stets gehalten.“

Darauf fuhr er fort.

„Und nun, Herr Staatsanwalt, kann ich zu dem schauderhaften Attentat gegen meine Person übergeben.“

„Thee und Kuchen waren verzehrt. Klavierspiel und Gesang waren zu Ende. Ein Paar Gedichte wurden noch declamirt. Da wurden endlich die Thüren des Speisesaals geöffnet. Jeder Herr nahm seine Dame. Ich hatte die Ehre, eine Geh. Hofräthin zur Tafel zu führen. Eine Geh. Hofräthin, Herr Staatsanwalt, kann sich schon mit mehr Recht Geheimeräthin nennen lassen, als eine Geheime Registraturräthin.“

„Also ich führe meine Dame zur Tafel.“

„Aber denken Sie sich meinen Schrecken.“

„Ich helfe zuerst meiner Dame sich setzen.“

„Ich bin Ihnen sehr verbunden, Herr Müller, sagte sie.“

„Bitte gehorsamst, Frau Geheimeräthin.“

„Ich freue mich überhaupt auf das Glück Ihrer Nachbarschaft, Herr Müller.“

„Glück und Ehre meinerseits, Frau Geheimeräthin.“

„Unterdeß habe auch ich mich gesetzt und nun blicke ich auf. Und

was sehe ich? An dem nämlichen Tische? Und der Tisch war so schmal, keine drittehalb Fuß breit! Er saß mir gerade gegenüber, jener Seifensieder Dorner, und er sah mich an, mit einem Blicke, so höhnisch und freundlich — Herr Staatsanwalt, es war ein Blick aus dem tiefsten Pfuhl der Hölle."

„Ah, ah", sagte er, „da sind wir ja doch Nachbarn geworden, lieber Freund Müller."

„Ich hätte ihm gern erwidert: Der Teufel ist Dein Freund!"

„Aber man muß nie den Anstand verletzen. Ich antwortete ihm nichts."

„Du bist nicht guter Laune, Freund Müller?" fragte er spöttisch.

„Es giebt", antwortete ich ihm kalt, „Augenblicke im menschlichen Leben —"

„Ah und das sagst Du an der Seite einer so liebenswürdigen Dame, wie die Frau Geheimeräthin!"

„Ich mußte deutlicher mit dem Menschen sprechen."

„Meine Seite genirt mich nicht. Aber dieser Tisch ist so schmal."

„Er lachte laut auf. Dann beugte er sich zu mir über den Tisch herrüber und flüsterte mir leise zu: „Dein Witz war vortrefflich, Freund Müller. Schmaler Tisch, schmale Kost! Aber diese armen Beamten! Was wollen sie machen? Sie haben lange Zeit, bis sie Berliner Hauseigenthümer und Rentiers werden und seidene Strümpfe tragen und einen breiten und guten Tisch führen können!"

„Der Schurke hatte mich treuherzig machen wollen. Und es war ihm geglückt."

„Ich nickte ihm arglos zu, daß er Recht habe."

„Unterdeß hatte er sein scheußliches Verbrechen schon begonnen."

„Während er sich zu mir vorbeugte, hatte er mit dem Ellbogen an seine Gabel gestoßen, sie war unter den Tisch gefallen."

„Wenn ich ein Jude wäre, sagte lachend der Judas, so dürfte ich nicht mehr essen. Du weißt das doch?"

„Damit bückte er sich unter den Tisch, als wenn er die Gabel wieder aufnehmen wolle."

„Auf einmal fühle ich was an meinem Beine. Dieses linke Bein da war es."

„Bist Du an meinem Beine? fragte ich ihn."

„Ich suche meine Gabel, sagte er."



„Seine Hände krabbelten an meinem Stiefel herum.“ „Aber mein Bein ist keine Gabel, sage ich.“ — „Aber es muß auf meiner Gabel stehen, erwiderte er.“ — „Ich fühle aber nichts.“ —

„Strecke es nur aus.“

„Ich strecke es aus.“

„Da haben seine beiden Hände meinen Stiefel umklammert, hinten an den Hacken die eine, vorn an den Zehen die andere.“ —

„Was machst Du? frage ich ihn in entsetzlicher Ahnung.“ — „Ich suche meine Gabel.“ — „Aber das ist ja mein Stiefel.“ — „Meine Ahnung wurde zur Gewißheit. Aber es war zu spät.“

„Ein furchtbarer, ein höllischer Ruck und er hatte mir den Stiefel ausgezogen, und ich saß mit bloßem Beine da; das obere Ende des seidenen Strumpfes reichte nur bis zu der Wade hinab; da unten war der Fuß unbedeckt, nackt!“

Der Herr Müller machte eine Pause.

Er sah mich mit einem wüthenden Blicke an, zugleich mit jener Herausforderung, welche verlangte, daß ich ebenfalls in Zorn, in Entrüstung gerathen solle. Dann fuhr er fort.

„Herr Staatsanwalt, so saß ich da! Dieses linke Bein unbedeckt! In seiner vollen Blöße! Der seidene Strumpf, nein, nur das obere Ende eines seidenen Strumpfes, vom Knie bis zu der Wade reichend. Da unten —! Es war fürchterlich!“

„Und das in jener glänzenden Gesellschaft, gar unter Damen! An meiner Seite eine Geheime Hofräthin! Nicht weit von mir sogar eine Geheime Ober—! Etwas weiter ein Königlicher Major! Und da hinten in der Ecke der Garnhändler Littera A.“

„Herr Staatsanwalt, denken Sie sich meine Lage.“

„Und es war so verdammt hell in dem Saal! Man konnte eine Stecknadel an der Erde sehen.“

„Und nun denken Sie ferner. Viele der Anwesenden kannten mich, mein besseres, mein wirkliches Selbst. Sie wußten, daß jene Ausstreuungen, ich sei geizig, nur boshafte Verleumdungen waren. Aber Viele kannten mich so nicht, und wenn die mich in diesem Zustande sahen, mußte nicht der Schein gegen mich sprechen?"

„Und daß sie mich, daß sie Alle mich in diesem Zustande der schaudervollsten Blöße erblicken sollten, darüber ließ das stille, aber satanische Hohngelächter des Seifensieders mir keinen Zweifel."

„Ich sah ihn mir gegenüber sitzen, ruhig, nur mit jenem innerlichen Hohngelächter, die Gabel in der Hand, aber meinen Stiefel sah ich nicht."

„Wo hast Du meinen Stiefel?" flüsterte ich ihm zu. — „Ich dankte jetzt Gott, daß der Tisch so schmal war." — „Der Schurke wollte anfangs gar leugnen." — „Deinen Stiefel? Was weiß ich von Deinem Stiefel?" — „Du hast ihn mir ausgezogen." — „Du bist ein Narr. Ich habe meine Gabel gesucht, die mir entfallen war. Sieh, hier ist sie." — „*Meinen* Stiefel hast Du mir ausgezogen." — „Du träumst. Was geht mich Dein Stiefel an." — „Den linken." — „Weder den linken, noch den rechten." — „Gieb ihn mir wieder. Ich will ihn zurückhaben." — „Da gestand er. Aber, o, der Spitzbube, nur um einen neuen Streich des heillosesten Verraths gegen mich auszuführen." — „Er machte ein freundliches und huldigendes Gesicht." — „Nun wohl denn. Ich habe einen kleinen Scherz gemacht." — „Ein verdammter kleiner Scherz!" — „Als ich da unten nach der Gabel suchte, kam mir auf einmal der Witz in den Sinn." — „Ein sehr dummer Witz." — „Verzeihe mir ihn, lieber Müller." — „Gieb mir augenblicklich meinen Stiefel wieder." — „Ich will ihn sogar selbst Dir wieder anziehen. Ich bin Dir das schuldig." — „Mach nur geschwind." — „Auf der Stelle." — „So wußte er mich noch einmal zu täuschen." — „Mit einem Raffinement und einem kalten Blute sonder Gleichen ließ er diesmal seinen Löffel unter den Tisch fallen. Dann bückte er sich, als wenn er ihn aufnehmen wollte."

„Ich hielt ihm arglos meinen Fuß hin."

„Der Bediente präsentirte unterdeß eine Pastete."

„Man muß gegen Damen höflich sein, Herr Staatsanwalt, und so hielt ich denn meiner Nachbarin, der Geheimen Hofräthin den Teller, damit sie sich bequemer von der Pastete nehmen könne."

„Dabei streckte ich in Gedanken auch den andern, den rechten Fuß aus, an dem ich wohlverwahrt meinen Stiefel trug.“



„Und nun geschah das Unerhörte. — Wieder ein höllischer Ruck“ — „Himmel-Donnerwetter! schrie ich laut auf.“ Der Teller flog mir aus der Hand an den großen Präsentirteller des Bedienten, dem Bedienten flog der große Präsentirteller aus beiden Händen. Alles flog halb auf die Erde, halb auf meinen Rock. Und, Herr Staatsanwalt, ich trug einen neuen schwarzen Frack. Aber daran dachte ich nicht. — Meine Nachbarin flog wüthend auf, sie hatte ein neues seidenes Kleid an.“

„Herr, Sie können sich auch in Acht nehmen! rief sie.“

„Die Wirthin flog herbei.“

„Es ist doch kein Unglück geschehen, meine Liebe?“

„Dieser Herr wird mir nur das seidene, neue, theure Kleid ruinirt haben.“

„Das war zum Glück ein Irrthum. Die beiden Damen besahen das Kleid genau. Sie fanden kein Fleckchen daran. Sie wurden wieder freundlich.“

„Was war Ihnen denn, Herr Müller?“

„Aber ich war ganz consternirt. Was mir war, durfte ich nicht sagen und etwas Anderes wußte ich nicht zu sagen.“

„Und mir gegenüber saß der schurkische Seifensieder und biß in die Pastete ein, als wenn nichts in der Welt passirt wäre.

„Ich zitterte vor Wuth und so mußte ich mein Stück der Pastete hinunterärgern! Mit meinen beiden bloßen, nackten Beinen, Herr Staatsanwalt! Kennt die Geschichte einen solchen Zustand?“

„Und ich durfte kein Wort sagen, nicht einmal eine Miene verziehen. Kein Mensch durfte ahnen, in welchem Zustande der Verzweiflung ich dasaß.“

„Und der Seifensieder mir gegenüber that noch immer, als wenn nichts passirt sei.“

„Ich wollte ihn ein paar Mal anreden. Ich konnte ihm nur leise zuflüstern. Er stellte sich, als ob er mich nicht höre und fing ein Gespräch mit seiner Nachbarin an.“

„Ich saß in einer Höllenangst. Mir schmeckte kein Essen und kein Trinken.“

„Die Tafel nahte sich ihrem Ende.“

„Der Augenblick des Aufstehens, der fürchterlichsten Entdeckung war nicht mehr fern.“

„Was ist Ihnen, lieber Herr Müller? fragte meine Nachbarin“

„O, nichts, nichts, Frau Geheimeräthin.“

„Der Schreck hat Sie vorhin doch nicht zu stark angegriffen.“

„O, nicht im Geringsten.“

„Sie sehen so blaß aus. Ich würde bedauern, wenn ich durch meine kindische Angst zu Ihrem Erschrecken mit Veranlassung gegeben hätte.“

„Ich bitte unterthänig.“

„Aber was hatten Sie denn eigentlich gehabt?“

„Denken Sie sich, Herr Staatsanwalt, da hatte der Schurke noch die Frechheit, sich in dieses Gespräch zu mischen. Und in welcher Art!

„Gnädige Frau, das kann ich Ihnen sagen! rief er mit seiner höllischen Freundlichkeit.“

„Ich meinte, der Schlag sollte mich rühren.“

„Nun, Herr Dorner, was war es?“

„Du erlaubst es doch, Müller? fragt mich der Schuft.“

„Ich meine, ich versinke in die Erde.“

„Sagst Du ein Wort, flüstere ich ihm über den Tisch zu, so ermorde ich Dich.“

„Er trieb dennoch seine Bosheit weiter.“

„Also Du erlaubst es. Ja, sehen Sie, Frau Geheimeräthin, Sie bemerkten doch vorhin, wie mir mein Löffel entfiel?“

„Ich erinnere mich.“

„Und wie ich ihn unter dem Tische suchte?“

„Ja, ja.“

„Da sah ich nun zu meinem Erstaunen —“

„Was sahen Sie?“

„Rathen Sie einmal."

„Wie kann ich das rathen."

„Es giebt Menschen mit sonderbaren Gewohnheiten."

„Nun?"

„Mancher Mensch hat auch eine besondere Eitelkeit."

„Aber was sahen Sie, Herr Dorner?"

„Ja, was ich sah! — Aber entschuldigen Sie, verehrte Frau Geheimeräthin, da erhebt sich der Herr Major, um unserer liebenswürdigen Wirthin einen Toast zu bringen. Nachher, wenn Sie erlauben."

„Sehen Sie, Herr Staatsanwalt, das war mein Glück, dieser Toast des Königlichen Majors auf die liebenswürdige Wirthin."

„Aber nun war es auch die höchste Zeit für mich. Bald nach dem Toast mußte die Tafel aufgehoben werden."

„Ich mußte mich wieder an den Schurken wenden." — „Dorner! flüsterte ich ihm zu." — „Diesmal hörte er mich."

„Was willst Du?" — „Wirst Du nun mit Deinem Scherze bald ein Ende machen?"

„Mit welchem Scherze?" — „Wo hast Du meine Stiefel?" — „In meiner Tasche." — „Was?" — „In meinen Rocktaschen. In jeder einen." — „Aber Mensch, was thust Du damit in Deinen Taschen." — „Ich verwahre sie." — „Warum? Warum?" — „Um der Welt zu zeigen, welch ein alter, schmutziger Geizhals Du bist."

Ja, Herr Staatsanwalt, das waren seine Worte, seine eigenen schändlichen Worte."

„Mensch," sagte ich zu ihm, „bringe mich nicht in Verzweiflung." „Und dann?" lachte er höhnisch. — „Du kennst mich nicht." — „Ich kenne Dich doch, Du bist ein alter Geizhals, und so soll alle Welt Dich kennen lernen." — „Ich gab ihm gute Worte."

„Lieber Dorner, nicht wahr, Du machst jetzt dem Spaß ein Ende?"

„Oh, Du bittest mich?" — „Ja ich bitte Dich."

„Da wirst Du mich zugänglich finden." — „Das wundert mich nicht."

„Aber unter einer Bedingung." — „Sei kein Thor."

„Nur unter der einen Bedingung." — „Laß sie hören."

„Du hast einen Sohn!" — „Friedrich Heinrich."

„Er ist ein braver Mensch." — „Gewiß."

„Und der alte Henneke hat eine Tochter." —

„Herr Staatsanwalt, da hatte ich auf einmal das ganze schauderhafte Verbrechen."

„Also darauf hatte er es abgemünzt! Ich erbebte. Ich erbebte bis in die tiefste Tiefe meines Innern."

„Nein, nein!" rief ich.

„Was?" erwiderte der ränkevolle Schurk, „Du willst leugnen, daß der Garnhändler Henneke eine Tochter hat?"

„Ich weiß es ja," sagte ich, „sie heißt Sophie Charlotte."

„Richtig. Gestehst Du auch ein, daß sie ein braves Mädchen ist?"

„Ich weiß nichts gegen sie."

„Und daß Dein Sohn sie liebt, und sie ihn?"

„Aber es wird nichts daraus, sage ich Dir."

„So bleiben Deine Stiefeln in meinen Taschen."

„Dorner, lieber Dorner, sei vernünftig."

„Ich bin vernünftig. Aber Du bist ein alter, geiziger, eitler, eigensinniger Thor."

„Schimpfe, so viel Du willst, aber laß von der Bedingung ab."

„Nimmermehr!"

Da war der Toast des Königlichen Majors zu Ende.

Es wurde mit den Gläsern angestoßen.

„Auch ich mußte anstoßen, und der Schuft hielt mir zu allererst sein Glas hin, mit seinem satanisch = grinsenden Lächeln," und sagte: „Nun, Bruderherz?" —

„Noch fünf Minuten! Dann wird aufgebrochen. Es ist die Sitte des Hauses.

„Der Angstschweiß brach mir aus.

„Sie sind so entsetzlich blaß, Herr Müller," sagte die Geheime Hofräthin zu mir.

„Es ist hier so heiß, Frau Geheimeräthin."

„Noch vier Minuten," sagte der Seifensieder. Willst Du auf meine Bedingung eingehen?"

„Aber Du hast sie mir noch nicht genannt."

„Es ist da nicht viel zu nennen. Hier, ich habe die Sache gleich hübsch zu Papier gebracht. Unterschreib das, und Alles ist in Ordnung."

„Er zog ein Papier aus der Tasche. Er reichte es mir. Auch eine Bleifeder legte er mir gleichzeitig in die Hand."



„Der Schurke hatte an Alles gedacht, Alles vorher überlegt. Nie, Herr Staatsanwalt, ist ein prämeditirteres Verbrechen begangen."

„Ich las das Papier. Ich sollte darin feierlich erklären, daß ich meine väterliche Einwilligung gebe zu der ehelichen Verbindung meines Sohnes Friedrich Heinrich Müller mit dem Fräulein Sophie Charlotte Henneke."

„Die Haare standen mir zu Berge."

„Nimmermehr!" rief ich.

„Die Geheime Hofräthin sah mich ängstlich an."

„Ich mußte wirklich aussehen, wie eine Leiche. Ein Stein hätte Erbarmen mit mir haben müssen. Dieser Seifensieder hatte es nicht.

„Noch drei Minuten!" sagte er.

Ich fühlte, wie mir kalt wurde am ganzen Leibe. An den Füßen fing es an. An den nackten Füßen, mit denen ich da saß. Nur noch drei Minuten! dann war es vorbei.

„Dorner, lieber Dorner, flehete ich."

„Schreib, Judas!" rief der Schurke."

„Er konnte in diesem Augenblick an Schillers Wallenstein denken!

„Es wurde mir kälter, Herr Staatsanwalt, immer kälter. Es wollte mir schon an das Herz treten.

„Da nahm ich die Bleifeder und schrieb meinen Namen unter das Papier, und verschrieb mich dem Teufel."

„Hier, Du Mensch, Du Barbar. Nun gieb meine Stiefeln heraus."

„Der Schuft sah genau nach, ob ich auch meinen vollen, ordentlichen Namen geschrieben hätte. Dann steckte er das Papier ein, und dann langte er in seine Rocktaschen, in denen er richtig meine Stiefeln stecken hatte, zog sie heraus und langte sie mir unter dem Tische zu.

„Und in dem Augenblicke, als die Tafel aufgehoben wurde, hatte ich sie glücklich angezogen.

„Ich war gerettet, aber um welchen Preis? Herr Staatsanwalt, um welchen Preis? Vermögen Sie das zu fassen? Um vor einer schändlichen, niederträchtigen Schmach gerettet zu werden, meine Ehre verkauft, einem Seifensieder zur Beute geworden, an einen Menschen gefesselt, der meine Ehre angegriffen hatte. Und das nicht genug, mein Sohn an diesen nämlichen Menschen als Schwiegersohn verkauft. Mein einziges Kind!" — Hier endete der Herr Müller.



